

15/79 Bd.3

Georg Stüh

Heimatbuch

für

Gmünd und weitere Umgebung



III. Band:

Sagen der Heimat



B

1

2.1

Stadtarchiv
Schwäb. Gmünd
Best. F1 Nr. 15/79 Bd.3

Stadtarchiv
Schwäbisch Gmünd

B1-103

Georg Stüb

Heimatbuch

für

Gmünd und weitere Umgebung.

III. Band:

Sagen der Heimat

Anhang: Flurnamen

Im Selbstverlag des Verfassers

Schwäb. Gmünd
Druck der Kems-Zeitung G. m. b. H.
1927

Nachdruck, auch im Auszug,
:: verboten. ::

Heimatsagen.

Die Sage wandelt sinnend durchs Land von Ort zu Ort
und pflanzt in ihrem Garten der Dichtung Blumen fort.
Sie weilet in Ruinen, sie lauscht am Felsenhang,
in Hainen raunt ihr Flüstern wie ferner Harfenklang.

Sie schwebt um stolze Burgen, sie weilt beim Halmendach,
sie thront auf Felsenströmen, sie spielt am Waldesbach.
Sie hat sich mit dem Lande so liebend treu vermählt,
daß sie fast allerorten von alter Zeit erzählt.

Ludwig Bechstein.

In den Sagen der Heimat verbirgt sich ein wertvolles Erbgut. In manchen steckt ein geschichtlicher Kern, den die dichterische Volkspheantasie umgestaltet und ausgeschmückt hat. Die Sage ist ja überall die Schwester der Geschichte, die ältere und oft gesprächigere Schwester. Die ältesten Ueberlieferungen bereits aller Völker sind in ihr Gewand gekleidet; die Schicksale der Helden und alle wichtigen Ereignisse sind von ihr umspinnen. Die Arbeit des Spatens und Pickels hat schon manchmal ergeben, daß Geschehnisse, die durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende verschüttet und durch keine Urkunde und kein Denkmal festgehalten waren, durch die Sage in fast unbegreiflicher Treue der Nachwelt übermittelt worden sind. Die Sage gibt auch Aufschluß über die Kultur entschwundener Zeiten, über die religiösen und sittlichen Gedanken, die Sitten und Gebräuche unserer Altvordern. Die Siegfried-, Gudrun- und Dietrichsage und die sagemumwobenen Helden, die Umland aus der Gruft erweckte, bringen uns dem Geiste alter Zeiten näher als dickleibige Geschichtswerke.

Nicht wenige Sagen wurzeln noch in der altdeutschen Götterlehre (mythologische Sagen), wenn sie auch unter

dem Einfluß der christlichen Kultur im Laufe der Zeiten manche Umgestaltung erfahren haben.

Von den germanischen Göttern genöß bei mehreren deutschen Stämmen, auch den Alemannen, Wuotan oder Wodan die höchste Verehrung. In verschiedener Gestalt trat er auf: als herrlicher Held mit Goldhelm und Harnisch, als einäugiger, langbärtiger Greis in blauem Sternemantel, zwei Raben auf den Schultern, zwei Wölfe zu den Füßen, als Fußwanderer mit breittreppigem, tief ins Gesicht gedrücktem Hut, als riesenhafter nächtlicher Reiter an der Spitze der wilden Jagd. In unsern Heimatsagen ist Wodans Name noch erhalten im Wuotes- oder Muetes-*heer*, das man in Gmünd, Wehgau, Spraitbach, Lautern, Heubach, Essingen und auf dem Alsbuch früher oft gehört haben will. Entsetzlich heulend und in hohen und tiefen Stimmen jammernd durchbraust es die Luft. Dieses Heer, sagen die Leute, sei der Teufel mit dem Gefolge von Verdammten, Hexen und ungetauft gestorbenen Kindern.

Kliff und Klaff und heisres Wiehern,
ho, hoto! Auf fahlen Rossen
durch die Luft wie Dunst und Schemen
braust das Heer der Jagdgenossen.

Ein Gejiff aus hundert Hälsen,
Peitschentnallen und Geheule,
Lachen, Schrein, und all dem Schwarme
weit voraus die große Eule.

Und am Kreuzweg, nächst der Einde,
jäh vom Himmel auf den Boden
stürzt es, Ross und Mann; mir grauste
vor dem Grimm des alten Woden.

Denn wohl sah ich Hut und Mantel,
doch der riesenlange Reiter
raffte sich empor, und jammernd
durch die Lüfte rast es weiter.

Dreizehnblinden.

Züge des heidnischen Gottes erkennt man auch noch in den Sagen vom Spakentannjäger, vom Geist am Furtlepaß, vom Grubenholzmännchen, vom Burgstallreiter, vom Klingendreiter, vom Schimmelreiter beim Hohenstaufen und vom feurigen Jäger auf dem Rosenstein.

Frigga, die Gemahlin Wodans und Mutter der hohen Götter (Asen), ursprünglich wohl gleichbedeutend mit Freia, der blondlockigen Göttin der Liebe und Treue und der Schützerin der Ehe, lebt wohl in dem weißen Fräulein auf dem Rosenstein, im Holgenoferle bei Täferrot und vielleicht auch in dem Dorfnamen Friedenshofen noch fort. Frigga führt auch die Beinamen Frau Holle oder Holda und Berta.

Nachfahren der Kobolde (Kobold = der in der Krobe oder Kammer Waltende) sind der Burggeist, der auf dem Granegg mit goldenen Kegeln spielt, und der Gmünder Schlurkerle, der aber beim jetzigen Geschlecht ganz in Vergessenheit gekommen ist. Auf Riesen weisen vielleicht die angeblichen Riesenfußspuren auf dem Rosenstein und Scheuelberg hin, die in christlicher Zeit als Herrgottstritte gedeutet wurden. Als Feinde der Menschen treten die Riesen auf, die in den Heidenlöchern des Hohenstaufen hausten und mit ihren Schleuderkugeln auch die Oberhofener Kirche bedrohten. Die Zwerge haben einen köstlichen Vertreter im roten Zwerg des Alsbuchs; doch läßt sich nicht ermitteln, in wieweit sich Dichtung und Sage in die Erzählung von ihm teilen. Der Zwerg auf dem Granegg ist wohl das Urbild des roten Zwergs. Die Hexen, die ursprünglichen Sturmholdinnen, kommen als besenreitende, bössartige Wesen auf dem Hochberg zusammen und spielen auf dem Lande noch da und dort im Uberglauben eine unheilvolle Rolle.

In der Gmünder Gegend sind namentlich das Alzgebiet und sein Vorland mit Sagen reich bedacht. Sie wohnen vielgestaltig in alten Schlössern und im bröckelnden Gemäuer der Ruinen; sie weben ihren Zauberschleier um einsame Kapellen und halbverwitterte Kreuzsteine; sie beleben die öden Stätten einstiger Burgen und raunen und wispern geheimnisvoll in weltfernen Tälern und Wäldern. Der Sagenkreis des geschichts- und bis in die neueste Zeit auch verkehrtsarmen Welzheimer Waldes ist mit geschichtlichen Gestalten nur dürftig, mit Geistern, Zaubern und Hexen dagegen reich und bunt ausgestattet.

Aus all diesen Sagenschätzen wurde nur das wertvollste Gut in diese Sammlung aufgenommen, und auch das nur insoweit, als es nicht schon im I. und II. Band des Heimatbuchs untergebracht worden ist. Einen namhaften Teil all dieser Sagen hat Verfasser auf Wanderungen dem Volksmund entnommen. Die Sage flieht die Eisenbahn und die Fabrik, aber in abgelegenen Dörfern und vereinsamten Bauernhöfen ist sie immer noch heimisch und redselig. Unehnte, frei erfundene Sagen fanden, die Geigersage ausgenommen, keine Berücksichtigung.

Zwei Sagen dieser Sammlung entstammen dem Sagenbuch von Hans Scherr. Schon mit 19 Jahren hat dieser Rechberger Lehrersohn, der schwärmerische Feuerkopf, der 1848 als Demokratenführer und später als Professor der Geschichte und Literatur am Polytechnikum in Zürich und als fruchtbarer Geschichtsschreiber viel von sich reden machte, dieses Kind seiner Forschung und Phantasie in die Welt gesandt. Es enthält auch mehrere Sagen aus der Gmünder Gegend, seiner Heimat. Scherr war, wie seine breiten Naturschilderungen bekunden, ein leidenschaftlicher Freund der Natur. Mit Märchenaugen lugen ihn an der Lindenbaum und der Fliederbusch, die Umsel im Rosenhag und das Lämmchen auf taubepelkter Trift. Der junge Hans hatte aber noch eine Leidenschaft: und diese hieß Felicitas. Sie war eine Straßdorferin und muß eine sittige und holde Maid gewesen sein; denn noch in gereiften Jahren fühlte er den Zauber, der von ihr ausgegangen. Alle Mädchengestalten seiner Sagen sind Engelsfiguren in Lilienreinheit und rosiger Schönheit — zweifellos Spiegelbilder seiner geliebten Felicitas.

Die Scherrschen Sagen sind novellenartig bearbeitet und dichterisch ausgeschmückt. Sie mußten, um sie dem Umfang und Leserkreis dieser Sagensammlung anzupassen, stark gekürzt, in ihren allzu feurigen Farben durch Grundtöne der Wirklichkeit gedämpft und in Nebenhandlungen mitunter etwas umgeändert werden. Nicht die Sage, nur ihr Kleid ist damit umgestaltet worden, und die Scherrsche Eigenart hat damit ihre Artümlichkeit nicht eingebüßt.

Dasselbe ist zu sagen von der durch die Neuberger Chronik überlieferten Sage von Waldau.

Der reiche Sagenschatz unserer Gegend fügt dem Heimatbilde vielfagende Züge und stimmungsreiche Farben ein. Als kostbarer Schatz soll er drum gewertet und behütet werden.



1. Der Geiger von Gmünd.

Einst ein Kirchlein sondergleichen,
noch ein Stein von ihm steht da,
baute Gmünd der sangesreichen
heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
ob der Heil'gen mondenklar,
hell wie Morgenrot bekränzten
goldne Rosen den Altar.

Schuh', aus reinem Gold geschlagen,
und von Silber hell ein Kleid
hat die Heilige getragen;
denn da war's noch gute Zeit.

Zeit, wo überm fernen Meere,
nicht nur in der Heimat Land,
man der gmündschen Künstler Ehre
hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
zu Cäcilias Kirchlein viel;
ungefähr woher, erschallten
drin Gesang und Orgelspiel.

Einst ein Geiger kam gegangen,
ach, den drückte große Not:
matte Beine, bleiche Wangen,
und im Sack kein Geld, kein Brot!

Vor dem Bild hat er gesungen
und gespielt all sein Leid,
hat der Heil'gen Herz durchdrungen:
horch, melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
aus der lebenslosen Ruh,
wirft dem armen Sohn der Lieder
hin den rechten goldnen Schuh.

Nach des nächsten Goldschmieds Hause
eilt er, ganz vom Glück berauscht,
singt und träumt vom besten Schmause,
wenn der Schuh um Geld vertauscht.

Aber kaum den Schuh ersehen,
führt der Goldschmied rauhen Ton,
und zum Richter wird mit Schmähen
wild geschleppt des Liedes Sohn.

Bald ist der Prozeß geschlichtet;
allen ist es offenbar,
daß das Wunder nur erdichtet,
er der frechste Räuber war.

Weh, du armer Sohn der Lieder,
sangest wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
sollst, ein Vogel, fliegen bang.

Hell ein Glöcklein hört man schallen,
und man sieht den schwarzen Zug
mit dir zu der Stätte wallen,
wo beginnen soll dein Flug.

Buhgesänge hört man singen,
Nonnen und der Mönche Chor;
aber hell auch hört man dringen
Geigentöne draus hervor.

Seine Geige mitzuführen,
war des Geigers letzte Bitt.
„Wo so viele musizieren,
musizier ich Geiger mit.“

An Cäcilias Kapelle
geht der Zug vorüberkam.
Nach des offenen Kirchleins Schwelle
geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehasset,
seufzt: „Das arme Geigerlein!“
„Eins noch bitt ich,“ singt er, „lasset
mich zur Heil'gen noch hinein!“

Man gewährt ihm. Vor dem Bilde
geigt er abermals sein Leid;
und er rührt die Himmlischmilde:
horch, melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
aus der lebenslosen Ruh,
wirft dem armen Sohn der Lieder
hin den zweiten goldnen Schuh.

Voll Erstaunen steht die Menge,
und es sieht nun jeder Christ,
wie der Mann der Volksgefänge
selbst den Heil'gen teuer ist.

Schön geschmückt mit Bändern, Kränzen,
wohl gestärkt mit Geld und Wein,
führen sie zu Sang und Tänzen
in das Rathhaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergessen,
schön zum Fest erhellt das Haus,
und der Geiger ist gefessen
obenan beim lust'gen Schmaus.

Aber als sie voll vom Weine,
nimmt er seine Schuh zur Hand,
wandert so im Mondenscheine
lustig in ein andres Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
lieblich jedes Geigerlein,
kommt es noch so arm gegangen,
und es muß getanzt sein.

Drum auch hört man geigen, singen,
tanzen dort ohn Unterlaß,
und wem alle Saiten springen,
klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingen, Tanz und Sang,
wird zu Gmünd noch immer schallen
selbst aus Trümmern lust'ger Klang.

Justinus Kerner.

J. Kerner hat in diesem anmutigen Gedicht die Legende von der hl. Kummernis oder Wilgefortis auf Gmünd lokalisiert und dabei diese sagenhafte Heilige mit der hl. Cäcilia vertauscht. (I. Bd. S. 84.)

Das Urbild des Geigerleins ist ein mit einem Silberschuh bedachter Beter vor einem im Mittelalter weitberühmten Kreuzfir zu Lucca in Italien, dem Volto Santo.

2. Der Stadtrichter von Smünd.

Der Herr von Enzingen, dessen Burg bei Dähingen an der Enz stand, besaß eine edle Mähre, einen Kenner, um den ihn jeder Ritter beneidete. Durch List und Trug gelang's dem Grafen von Calw, sich dieses Rosses zu bemächtigen. Der Enzinger aber schlich sich in dessen Burg, suchte sein Pferd, schwang sich drauf und ritt davon. Doch der Burgherr erblickte ihn gerade noch zur rechten Zeit, gab mit dem Hifthorn das Torschlußzeichen, und gefangen war der Enzinger. Der aber trieb seinen Gaul auf den Mauersteig, gab ihm die Sporen und rief: „Ross, wag's!“ Ein Sprung über die Zingeln, und das edle Tier lag zerschmettert im turmtiefen Abgrund. Der Ritter aber war nur leicht verletzt und entkam; denn außen hatte sein Knappe mit einem andern Ross auf ihn gewartet. Von da an hieß man sein Geschlecht die Rosswager.

Einer seiner Nachkommen erwarb durch Kauf die Burg Eck unweit der Tect. Dieser Burgherr gehörte zu den schlimmsten Strauchrittern des Landes. Den Bauern trieb er das Vieh weg, dem Kaufmann plünderte er den Frachtwagen, den Wanderer enthob er der Sorge um den vollen Beutel. Darob wurden die umliegenden Reichsstädte dem Schnapphahn grimmig auffässig, sonderlich die Smünder, bei denen dem verwegenen Räuber schon mancher gute Fang gelungen war. Auf die Paternoster der Smünder Kaufleute hatte er's ja nicht abgesehen, aber auf die Fässer mit italienischen Weinen, die Kisten mit Seide und Baumwolle und die gefüllten Geldtazen. Wiederholt schickten die Smünder Reifige aus mit der Weisung, den Strauchdieb lebend oder tot in ihre Gewalt zu bringen, aber diese konnten nie die rechte Spur des Räubers finden; denn er hatte den Rossen, worauf er und seine Spießgesellen auf Freibeuterei auszogen, die Hufeisen verkehrt aufgeschlagen. Aber die Smünder waren auch nicht auf den Kopf gefallen. Durch ihre Spione erkundigten sie eine Zeit, wo der Raubritter mit seinen Kumpanen abwesend war, überfielen da die Raubburg, setzten ihr den

roten Hahn aufs Dach und nahmen die Burgfrau und ihre beiden Söhnlein als Gefangene mit. Als der Ritter zurückkehrte, entsetzte ihn das Geschehene gar sehr, und er jagte mit seinem Troß den Smündern nach, aber die Stegreifler wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Die Liebe zu Weib und Kind zwang den Ritter zu einem demütigen Schritt: er ritt vor die Tore Smünds und bat, ihn in der Stadt bei seiner Familie im Frieden leben zu lassen. Aus Mitleid und Klugheit zugleich entsprach der Rat der Stadt dieser Bitte, nachdem der Rosswager zuvor Urfehde abgelegt hatte. Bald war der einstige Feind bei der Bürgerschaft wohlgelitten und hochangesehen, zumal er der Stadt bei Befestigungsbauten viele Dienste leistete. Unter dem Namen Edler von Rauber lebte er noch viele Jahre unter den Smündern, und als er starb, ward er in der Johanniskirche unter dem Männlein mit dem Zweifelsstrick begraben.

Der Verschiedene hinterließ zwei Söhne, die an Körper und Geist gar verschieden waren. Der eine war schwächlich und rüdenkrumm, aber hochgelehrt und edel gesinnt, weshalb er schon in jungen Jahren zum Stadtschreiber und später sogar zum Stadtrichter gewählt wurde. Der andere war ein starker und schöner Mann von verwegenem Sinn und unbändigem Mut. Ihm, dem der Raubritter im Blute lag, war's zu eng in den engen Mauern der Stadt und im engen Lebenskreis der Handwerker und Pfeffersäcke. Frei und unabhängig wollte er leben, so wie einst der Vater, da dieser noch auf trutziger Feste in lichter, felsenumgürteter Höhe hauste. Er gab seinen Wunsch dem Rat der Stadt zu erkennen, und der ließ ihn gerne scheiden, gab ihm sogar noch ein ansehnlich Abfindungsgeld, nachdem er geschworen hatte, allweg treulich Frieden halten zu wollen gen Smünd. Man hörte von da an nichts mehr von ihm, und jedermann glaubte, er werde auf einer Abenteuerfahrt sein Leben geendet haben.

Zwanzig und mehr Jahre waren seit dem Wegzug des stolzen Rosswagers durchs Land gegangen, als man im Schlichterholz (Schurwald) einen Räuber überwältigte,

der schon lange die ganze Gegend in Schrecken versetzt hatte. Man brachte den Gefangenen, einen starken Mann mit gebleichtem Haar und finsterem Blick, nach Gmünd, damit ihn der Stadtrichter nach Recht und Gesetz aburteile. Dieser fragte den Missetäter nach Namen, Stand und Heimat, aber der verweigerte darauf jede Antwort. Da wurde mit ihm verfahren, wie es das Recht gegen Räuber verlangte. Am 6. Tag des Erntemonds 1399 wurde ihm auf dem Marktplatz neben dem Pranger die rechte Hand abgehauen, und hierauf wurde er an den Schneller ob dem Köflein gehängt. Nachdem er tot war, nahm ihm der Henker, wie üblich, die Kleider ab. Da sah er, daß am rechten Arm des Toten dessen Name rot eingätzt war, und dieser Name tat kund, daß der Hingetrichtete niemand anders war als der verschollene Bruder des Stadtrichters. Als dieser erfuhr, daß er den eigenen Bruder dem Galgen überliefert hatte, da ward es Nacht in seiner Seele, und sein Schmerz war über alle Maßen. Die Kraft seines Lebens brach, und nach einem Jahre, am Himmelfahrtstag 1400, stand sein Herz im Tode still. Mit ihm erlosch die Familie der Kofwager, was noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf einem Votivstein der Dominikanerkirche zu sehen war. Den Stein zierte oben ein Wappen, das einen Reiter darstellte, der über eine hohe Mauer hinabspringt. Unten lag ein nackter Mann, der verschiedenen Ritterschmuck um sich herliegen hatte und mit hochgeschwungenen Armen eine Tafel zerschlug. Dabei stand:

Hier fand Herr Enzing Iobereich
nach Mühwerk Todeslager.
Schwach war sein Körper, stark sein Geist,
der Lehnsproß der Kofwager.

Ihm ward die Schickung zubestimmt,
dem Bruder abzukünden
das Leben, das peinrecht verwirkt
er hat mit Raubesünden.

Darob grämte der Edelmann
sich also ab hienieden,

daß er nachdem in einem Jahr
sein Haupt geneigt zum Frieden.

Obgleich sein Nam hier allweg hieß:
„Hans Anton Mar von Rauber“,
so war er unterm Brusttuch doch
von jedem Unrecht sauber.

Deshalb han ihm dies Mal erricht't
frei Gmündens lobsam Städter,
und dies hat ihm sein Freund erdicht't,
Mönch Xaver Hammerstätter,
ums vierzehnhundert und erste Jahr,
da eben es jußt Blustmond war.



3. Der Schlurkerle.

Ehedem ist in Gmünd ein Kobold, ein Polterzwerger, recht wohl bekannt gewesen: der Schlurkerle. Er kam bald in dieses bald in jenes Haus. Niemand sah ihn, aber man hörte, wie er mit seinen Füßen den Boden schürfte. Er schlurkte nur so, wie einer, der beim Gehen den Fuß nicht lüpfet. Schlurkerle wurde nirgends gefürchtet; denn er war guter Natur und tat niemand was zu Leide, im Gegenteil, man hatte ihm manchen Dienst zu verdanken. Er weckte mit seinem Schlurken den Schläfer, wenn dieser vergessen hatte, das Kerzenlicht neben dem Bett auszulöschen, und den Hausherrn, wenn er die Haustüre nicht geschlossen hatte. Noch in manch anderen Fällen erwies sich der Kobold als guter Hausgeist. Darum war er auch überall, wo er sich einstellte, willkommen, und wenn er Abschied genommen hatte, war's jedem, als hätte man einen guten Freund verloren.



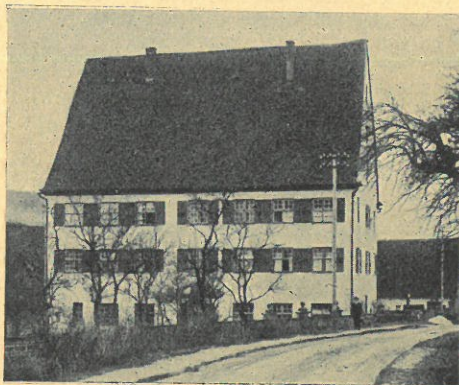
4. „Schön Dorle“ oder „Das Rambrechtswible“.

Am Ende des Dörfleins Winzingen steht ein altes Schloß mit dicken Mauern und hohem spitzen Giebel. Die alten Bäume des Schloßparks träumen von längst verklungenen Tagen, wo im Rosenhag die Umsel sang

und inmitten lauschiger Lauben die Nachen sich wiegten auf silbernem See.

Um die Zeit, da die ersten Kanonenschüsse des 30jährigen Krieges dröhnten, hauste in diesem Schlosse ein gewalttätiger Ritter von üblem Rufe.

Da geschah es, daß ein braver junger Bauer im Dorf einen Hof erwerben wollte, um mit seinem lieben Dorle, seiner Braut, einen Hausstand zu gründen. Beides konnte



Schloß zu Winzingen

nur mit Erlaubnis des Schloßherrn geschehen. So gingen denn beide in das Schloß und trugen ihr Anliegen vor. Dorle, die aus dem Gebiet der Reichsstadt Gmünd stammte, übergab dem Schloßherrn ein Schreiben des Rates der Stadt, worin ihr bezeugt ward, daß sie ehrbarer Leute Kind und ein unbescholtenes, tugendames Mädchen sei. Mit begehrllichem Blicke startete der Ritter das liebreizende Mädchen an. Wie eine Märchenfee erschien sie ihm in ihrer anmutigen Gestalt, dem rosigen, sonnigen Gesichtchen, dem goldigen Schimmer der langen Zöpfe und den milden Augen, in denen sich das Himmelslicht der Unschuld brach. Züchtig schlug das Mädchen die Augen nieder, und belommenen Herzens erwartete es mit dem Geliebten des

Schloßherrn Bescheid. Der fragte viel und zögerte mit seinem Bescheid lange, lange. Endlich kam er zu einem Entschlusse, und dieser lautete: „Dorle hat, um ihr aus ganz besonderer Gnade die Ausbildung zu einer tüchtigen Hausfrau zu gewähren, vor ihrer Hochzeit einige Monate im Schloß zu verweilen.“ Weil es nicht anders ging, fügte sich das Pärchen mit bangem Herzen dieser Bedingung, und Dorle wurde noch am gleichen Abend der Dienerschaft des Schlosses eingereiht.

Nur zu bald trat deutlich zu Tage, welche schlimme Absicht den Ritter geleitet hatte. Mit lüsterner Zudringlichkeit belästigte er das brave Mädchen, das aber allen Versuchungen tapfer stand hielt und schließlich mit Hilfe seines Bräutigams einen Fluchtversuch unternahm. Dieser mißlang aber. Von da an wurde Dorle scharf bewacht, ihren Bräutigam aber traf harte Strafe und Verweisung aus dem Dorfe. Woche für Woche harrete dann das bedrängte Mädchen auf ein Zeichen von dem Geliebten. Vergeblich! Der junge Mann war spurlos verschwunden und blieb für immer verschollen. Ob er in der Verzweiflung sich Werbern für den Kriegsdienst verschrieb oder in jenen unsichern Zeiten das Opfer eines Verbrechens wurde, man weiß es nicht.

Nach dem Verschwinden des Bräutigams hatte der Schloßherr leichteres Spiel. Das Sprichwort: „Durch wiederholte Streiche fällt auch die stärkste Eiche,“ bewahrheitete sich auch an schön Dorle. Ihre sittlichen Kräfte erlahmten allmählich und nach langem Kampf gegen die Künste des Verführers kam sie zu Falle. Aus dem reinen, schönen Dorle wurde des Schloßherrn Dirne.

Es war, als ob mit Dorles Anschuld alle guten Geister aus ihrer Seele gewichen wären. Sie wurde hochmütig und herrschsüchtig und mitunter gegen die Untertanen auch grausam. Der Schloßherr lag wie ein Sklave im Banne des gefallenen Weibes und gehorchte blindlings jedem ihrer Worte und Winke. Mit herrlichen Gewändern und kostbaren Juwelen suchte er ihre Schande zu verdecken. Auch ließ er ihr zuliebe den Schloßgarten zu einem reizenden

den Parke umgestalten. Seine edle und gütige Gemahlin verfließ er, und durch strenge Befehle verpflichtete er die Dienerschaft zu pünktlichem Gehorsam gegen die neue Gebieterin.

Dorle regierte nun unumschränkt in Schloß und Dorf. Ihr Wort galt mehr als das des Schloßherrn, und als dieser nach einigen Jahren auf Drängen seines Lehensherrn, des Herzogs von Württemberg, sie mit dem Versprechen, zeitlebens für sie zu sorgen, entlassen und in ihre Heimat zurückschicken wollte, stellte sich die Dienerschaft auf ihre Seite, und sie verblieb im Schlosse. Auch nach dem plötzlichen Tode des Schloßherrn führte sie ihr Regiment weiter, bis sie von den Dorfbewohnern mit Gewalt aus Schloß und Dorf entfernt und in ihre Heimat zurückgebracht wurde. Als sie nach einiger Zeit im Dunkel der Nacht sich wieder heimlich ins Schloß einschlich, wurde sie mit Peitschenhieben und Hunden aus Ort und Markung vertrieben. Von da an betrat ihr Fuß nie mehr das Dorf, aber jedes Jahr traf sie öfter, sogar zur Winterzeit, auf der Höhe westlich von Winzingen, dem Rambahrecht, ein und starrete stundenlang hinab auf das Schloß. So hielt sie es auch noch, als nach vielen Jahren aus ihr ein verhuzeltes, häßliches Weiblein geworden war. Nach einer grimmig kalten Winternacht fanden Holzmacher auf dem Rambahrecht ein erfrorenes Weiblein, das einst so schöne Dorle. Sie sollte auf dem Friedhof des Dorfes begraben werden. Aber die Leute wollten dem Weibe, das so viel Schande und Elend über ihr Dorf gebracht hatte, keine Ruhestätte in ihrer Mitte gönnen. Zwei Männer schaufelten auf einer angrenzenden Markung eine Grube aus und verscharrten dort den Leichnam. Da sie sich Verschwiegenheit gelobt hatten, weiß bis heute niemand, wo die Tote modert. Auf dem Rambahrecht aber ist es seitdem nicht mehr recht geheuer. Dorle geistert dort als Rambahrechtsweible und verübt allerlei Spuk, weshalb die Kinder noch heute nur mit Gruseln diesen Ort betreten.

5. Der Einsiedler vom Heldenberg.

Westlich vom Dörflein Winzingen reckt sich der Heldenberg empor. Frischer Buchenwald, von herbem Eichengrün hier und dort gedämpft, krönt sein Haupt und ummantelt seine Schultern, den Fuß aber umsäumt düsterer Nadelwald. Wenige Wanderer besuchen seine stillen, weltverlassenen Höhen; ängstliche Leute meiden sie ganz, weil seit alten Zeiten ein böser Geist da umgehen und selbst am lichten Tag sein Unwesen treiben soll.

In der Zeit, da die französische Revolution ihren blutigen Schein auf Europa warf — so um 1792 — stellte sich auf diesem Berge plötzlich ein Klausner ein. Die ersten, die ihn wahrnahmen, waren einige Holzsammlerinnen. Reissich zusammenlesend kommen sie — es war ein Sommerabend — an der höchsten Stelle des Bergrückens an, sehen da zu ihrer Ueberraschung eine Hütte, spähen in scheuer Neugier durch die offene Thür und schauen im Dämmer einen unbekanntem Mann, der weltversunken vor einem Kreuzstabe kniet. Sie fliehen wie vor einem Gespenst, kommen atemlos im Dorfe an und erzählen die sonderbare Mär. Am nächsten Tag halten einige Männer Nachschau. Sie finden die Hütte, eine armselige Behausung ohne Lichtluke, aus Stämmchen, Astwerk und Moos mühselig gefertigt, so groß nur, daß ein Mann darin eben stehen und liegen kann. Außen ein Bänkchen aus drei Pfosten und einem Brettchen, innen ein Lager aus Farnkraut und Moos, auf dem Boden eine große Reisetasche und oben in der Ecke ein schön geschnitztes Erlöserbild, das ein Strauß Waldblumen schmückt. Eben kommt der fremde Mann auf die Hütte zugehritten. Ein brauner Mantel umhüllt die hohe Gestalt. Das unbedeckte Haupt zeigt dunkle Haare mit grauem Schimmer. Tiefe Schatten, von großem Leid oder schwerer Schuld erzählend, liegen auf den harten Zügen des fahlen Gesichts. Die Männer bieten ihm Gruß, er wird erwidert. Sie fragen ihn, wer er sei, woher er gekommen und manch andres, doch er bleibt stumm auf jedes Wort. Man läßt ihn nun unbe-

helligt in der einsamen Klause. So oft ihn ein Holzhauer oder ein Wanderer zu Gesicht bekommt, liegt er zerknirscht vor des Heilands Bild oder wandelt im Wald hin und her, Gebete, die an Bußpsalmen mahnen, vor sich hinhurmelnnd, oft noch dann, wenn schon die Nacht ihren funkelnden Sternenbogen über die dunkeln Waldeshallen spannt. Jede Woche kommt er einmal ins Dorf Winzingen herab, sich seinen kärglichen Bedarf an Lebensmitteln zu holen. Manch freundlich Wort geben ihm die Leute, aber nie huscht ein Schein des Glücks über die harten Züge. Alle Freude scheint in ihm erstorben, aber lebendig ist noch die Liebe; denn wenn draußen im Wald jemand der Hilfe bedarf, ein Holzhauer, dem der Stamm zu gewichtig, ein Fuhrmann, der mit dem schweren Wagen nicht weiter kommt, läuft er eilig herbei und legt willig Hand ans Werk. In allem, was er tut und wie er sich gibt, liegt etwas Sicheres und Vornehmes, sodaß die Leute meinen, es müsse ein Mann von hohem Stande sein. Als der Winter einzieht, schlägt er seine Hütte im geschützten Tannicht am Bergesfuße auf, und mit dem ersten Kuckucksruf übersiedelt er wieder auf die lustige Höhe.

So ging es sieben Jahre fort, und dann, genau nach sieben Jahren, war er so plötzlich, wie er gekommen, verschwunden. Niemand erfuhr, wohin er gegangen, und heute noch weiß keiner, wer er gewesen. Noch lange nach seinem Weggang stand die verlassene Hütte, da alle, selbst die Buben, sie ehrfürchtig schonten. Eine Erdvertiefung zeigt noch jetzt den Ort, wo sie errichtet war.



6. Der letzte Ritter von Waldau.

Bei dem Weiler Waldau sieht man im Wald einen tiefen, bewallten Ringgraben. Daneben stoßen Hacke und Spaten auf Reste mächtiger Mauern. All das stammt von der gewaltigen Burg Hohenwalden oder Waldau, deren trutzige Türme die hohen Tannen des Haselbachtals kühn und stolz überragten und gar malerisch zur Eisenklinge niederschauten.

Zu Beginn des zwölften Jahrhunderts hauste auf dieser Burg Heinrich von Waldau, ein junger und schöner Ritter, wohlbewandert in allen Ritterkünsten, mutig und tapfer im Streit und zu all diesen Vorzügen hin auch reich begütert.

Da begab es sich, daß der Schwabenherzog auf der Burg Staufen ein großes Turnier veranstaltete. Die Blüte der schwäbischen Ritterschaft fand sich dazu ein. Auch Heinrich von Waldau fehlte nicht. Nun sah die Herzogsburg glänzende Tage. Stolz wehte die Flagge mit dem gelben Löwen auf rotem Grunde vom Torturm. Klang und Sang durchhallten den Rittersaal. Aus den Kemenaten und von den Galerien blickten schöne Augen den Kampfspielen im Burghof zu, und manch minniger Blick ruhte auf dem Ritter von Waldau, der im Speer- und Schwertkampf alle an Mut, Kraft und Gewandtheit übertraf. Ein liebreizendes Edelräulein, aus Franken stammend, übergab ihm mit holden Worten den Siegespreis. Der Ritter war geblendet von ihrer Schönheit, und sein Herz entbrannte zu ihr in leidenschaftlicher Liebe. Da die Erwählte seines Herzens im Dienst der Herzogin stand, so fand er sich von jetzt an, so oft es nur anging, auf der Staufenburg ein. Bei ritterlichen Spielen trug er ihre Farben, und bei Festgelagen galten ihren blauen Augen und ihrem Rosenmund seine Lieder. Das stolze Edelräulein nahm die Huldigungen des reichen, vielgefeierten Ritters gerne entgegen und auch die goldenen Ketten und juwelengeschmückten Spangen, mit denen er sie beschenkte. Und sie gelobte ihm Treue und versprach, ihm bald als sein Ehe- lieb auf die Burg zu folgen.

Aber ein anderer glaubte ältere Rechte auf die Minne und Treue des schönen Edelräuleins zu besitzen. Und das war ein armer, fränkischer Junker, der auch im Dienst des Herzogs stand. Ihm, dem Spielgefährten und Jugendfreunde aus der Heimat, hatte die Schöne ihre erste Liebe und den ersten Kuß geschenkt. Als er nun wahrnahm, wie sie dem reichen Ritter von Waldau den Vorzug gab, bestürmte er sie mit herzerweichenden Worten, ihn wegen

seiner Armut nicht zu verschmähen. Verwirrt und von Mitleid gerührt schenkte sie ihm nun als Liebespfand die herrliche goldene Kette, mit der sie der Waldauer nach dem bräutlichen Kuß geschmückt hatte. Jetzt schwoll dem Junker wieder der Liebesmut, und er schwor, sie zu besitzen oder zu sterben. Dem Edelfräulein aber ward hernach hange bei der Sorge, daß sie die Kette nicht mehr besitze. Als der Ritter von Waldau dann nach wenigen Tagen wieder kam und sie herzlich umfassen wollte, wich sie blaß und zitternd zurück. Bestürzt fragte er nach der Ursache ihres Verhaltens. Unter Tränen erzählte sie ihm, wie sie bei einem Spazierritt die Kette verloren hätte und nun fürchte, er möchte ihr darob gram sein und ihr zürnen. Da zog wieder Sonnenschein über das Gesicht des Ritters, und er sprach: „Sei guten Muts, mein teures Lieb, noch heute soll dein Schmerz gestillt werden!“ Nun schmiegte sich die Falsche lieblosend an seine Brust. Der Ritter aber schwang sich freudig auf sein Roß und ritt fürbaß der Reichsstadt Gmünd zu, wo er beim besten Goldschmied die allerschönste Kette und andern herrlichen Schmuck erwarb.

Der milde Dämmer der Sommernacht war schon angebrochen, als der Ritter den Rückritt zur Staufenburg begann. Der Weg führte durchs Höllental. Silberstand des Mondes Kahn über dem schwarzen Tannicht. Johanniskäferchen trugen ihre Laternen durchs blühende Gesträuch am Bachesrand. Wonne durchglühte des Ritters Brust, da er seines süßen Liebs gedachte und der kommenden Freude an der neuen güldnen Kette, und jauchzend zog, vom Echo begleitet, sein Lied durch die Schluchten und Wälder:

„Trautes Roß, o spüte dich,
holdes Liebchen harret auf mich!
Durch die Nacht so schön und mild
leuchtet mir ihr süßes Bild.“

Da rast plötzlich aus der Klust ein geharnischter Reiter auf ihn los und fährt ihn grimmig an: „Burg und Lieb, du siehst sie nimmer! Fluch deinem Gold, und Fluch dir

selbst!“ „Zurück, schuftiger Räuber, oder mein Schwert schießt dich zur Hölle!“ gibt der Ritter zur Antwort. „Räuber bist du!“ ruft der andere, „Du hast mir mein Lieb entzissen, doch jetzt erkämpf ich's wieder mit dem Schwert. Mein war ihr Herz zuerst, mein war es immer, wenn auch dein Gold ihren stolzen Sinn berückte. Schau hier die goldene Kette, die du verloren glaubtest! Mir hat sie die Kette als Minnepfand geschenkt.“ Und dabei schwang er unter höhnischem Lachen das Kleinod im Kreise, und des Mondes Licht bezeugte des Edelfräuleins Falschheit. Dem Ritter war's, als stehe still sein Herz, als erstarre die Kraft seiner Glieder. Laß war seine Abwehr, als die Schwerthiebe seines Feindes auf ihn niedersauften, und seine Gegenstreichre trafen nur auf den Stahl des Panzers und den Eisenhelm. Wieder blitzte des Segners Klinge im Mondenlicht, und dann drang sie tief in des jungen Ritters Brust. So ward ihm die zweite Todeswunde. Köchelnd sank er vom Sattel. Der fränkische Junker aber raubte dem Sterbenden in grimmer Gier den herrlichen Schmuck, den dieser bei sich trug, und auch die prächtige neue Kette, und rief, auf sein Roß sich schwingend: „Jetzt bin ich reich, jetzt wird sie mein, Kette und Schmuck, mein Liebchen, sind dein!“ Er gab dem Pferd die Sporen, und in tollem Lauf ging's der Burg Staufen zu. Heinrichs treues Roß aber beschnupperte lange den toten Herrn, und dann rannte es zurück zur Burg Waldau. Die entsehten Knappen ritten stracks zu Tale und der Staufenburg zu, um im Schein der Fackeln den geliebten Herrn zu suchen. Im Höllental, am Waldesrand, fanden sie ihn entseelt in seinem Blute liegen. Ueber alle Maßen war ihr Schmerz. Sie trugen den Toten hinauf zur Burg der Väter und begruben da voll Trauer den letzten Ritter von Waldau.

⊗

7. Der Grubenholzmann.

Im Grubenhölzle bei Mögglingen gruselt's manchen Leuten am lichten Tag. Mit scheuem Schritt eilen sie

vorbei an den uralten Grabhügeln im Dämmer des Waldes und an der Teufelsmauer, die dort vorbeizieht. Bei Nacht ist's in diesem Gehölz schon gar nicht geheuer. Da geistert der Grubenholzmann umher, bald als Fuhrmann, bald als mehlsackähnlicher Körper ohne Kopf, manchmal auch als winziges Hündchen. An der Teufelsmauer beginnt er gen Mitternacht seine Kunde, die er mitunter über den Gollenhof, die Brackwang, den Gratwohlhof und dann bis zum Barenberggrund ausdehnt. Als Fuhrmann kommt er gern mit sechs Rappen und fährt den Wolfertsberg hinauf. Einen Mann von Mögglingen, im äußersten Haus draußen, weckte er einmal und bat ihn um Vorspann. Weil dieser kein Ros hat, spannte er seine Kühlein vor. Wie nun der Bauer seine Geißel schwang und rief: „Hott in Gottesnamen!“ war der Wagen mit den Pferden schon den Berg droben, und zwar war's hinterfür hinaufgegangen. Der erschreckte Bauer bekreuzte sich und ging eilig heim. Holzdieben sitzt der Geist auf den Rücken, so daß sie fast erdrückt werden und todmüde und schweißtriefend nach Hause kommen. Auf den umliegenden Höfen weiß man vom Grubenholzmann noch viele andere Stücke und Tücken zu erzählen.

8. Der Burgstallreiter von Herlikofen.

Auf dem Hauberg bei Herlikofen zeigen heute noch Wall und Graben an, daß hier vor Zeiten eine Burg gestanden. Alte Leute haben in ihrer Kindheit noch mächtige Mauern und Verliese der alten Feste gesehen. Die Stelle, auf der sie stand, wird heute noch Burgstall genannt. Wann die Burg zerstört wurde, ist nicht bekannt, aber soviel weiß man, daß der letzte Burgherr seine Schätze in Sicherheit brachte, ehe die Burg in die Hände seiner Feinde fiel. Tief drunten in den Gewölben sollen sie begraben liegen, darunter ganze Kisten voll Gold und Silber. Die Herlikofer und andere Leute könnten diese Reichtümer wohl brauchen, aber ein gespenstischer Ritter, der Burgstallreiter,

hütet den Schatz. In heiligen Zeiten reitet er um Mitternacht um den Berg herum, auch hurtig hinauf und hinab und ruft immer: „Hallo, hallo!“ Man hört ihn wohl reiten und rufen, aber gesehen hat ihn noch keiner.



9. Eine Sage von Schloß Lauterburg.

Der Ritter von Lauterburg besaß das schönste Schloß, aber auch die schönste Ehewirtin in weiter Runde. Blank wie Gold schien ihm seiner Gattin Treue. Aber ein fecker Junker entbrannte in sündhafter Liebe zu der minnigen jungen Edelfrau, und diese vergaß ihre Pflicht so weit, daß sie Wohlgefallen fand an dessen Huldigungen. Ein alter Diener, der des Hauses Ehre wie die eigene schätzte, verriet dem Ritter das Liebespiel. Der Edelmann bändigte seinen Schmerz und seinen Zorn und beschloß, den Junker auf die Probe zu stellen. Er veranstaltete eine große Jagd auf entlegener Flur und lud mit freundlicher Miene auch diesen dazu ein. Die Jagd kam, aber der Junker kam nicht. Er war auf die Lauterburg geritten, wo er willkommener Gast war. Die schöne Burgherrin ließ, um ihn zu bewirten, in der Küche die feinsten Gerichte brodeln, indes der verliebte Junker sie mit süßen Reden und buhlerischen Blicken umfirtete und umflirtete. Da dröhnten plötzlich gewaltige Schläge an das Burgtor. Der Ritter war's, der aus dem Wald hergestiegen kam und wutschnaubend Einlaß heischte. Schlotternd eilt der Junker nach dem Stall zu seinem Pferd, um dem Grimm des Burgherrn zu entfliehen. Bang und ratlos wankt die Frau hinüber in die Kemenate. Auf dem Herde aber fängt das Schmalz Feuer, die Küche steht in Flammen, und bald steigen Feuergarben über die Zingeln empor. Starr vor Entsetzen steht der Ritter mit dem Jagdspeer und dem Hund noch immer vor dem Tore. Endlich weicht er der Glut und der Flamme, die auch die eichnen Torflügel verzehrt. Aber kein Junker und keine Frau kommen aus dem Feuerschlund und dem Tor heraus. Haus und

Hof, Stall und Scheuer sinken in Asche. Den Ritter treibt es fort von der Stätte einstigen Glücks. — Aus dem schwarzen Steinschutt der väterlichen Burg baut er sich im Walde eine kleine Hütte. Er flieht die Sonne und die Menschen und lebt, notdürftig sein Leben fristend, als Klausner im Waldesdämmer bis zum Tod.

Diese Sage wurde von Dichter Gustav Schwab in die Romanze „Schloß Lauterburg“ gekleidet. Geschichtlich steht nur fest, daß Schloß Lauterburg am 7. April 1732 bis auf die Torbrückenbauten und die Kirche niederbrannte. Das Feuer soll in einer Küche der Burg ausgebrochen sein. Der Burgherr Hans Sebastian v. Wöllwarth ließ, um Plünderung zu verhüten, beim Brand die Zugbrücken aufziehen. Nach dem Brand ritt er mit Gefolge nach Schloß Neubronn. (Nach der Grimmschen Chronik konnte der Burgherr beim Brande sich, seine Frau und sein Kind kaum noch retten. Das Wöllwarthsche Familienarchiv zu Essingen weiß hievon so wenig etwas als von Untreue der Burgherrin.)



10. Hohenstaufen-Sagen.

Herzogin Judit.

Es war im Jahr 1127. Von den Zinnen der Staufenburg schaute eine bleiche, kränkliche Frau sorgenvoll über die wonnige, im Frühlingschmuck prangende Landschaft hin. Es war Herzogin Judit. Ihr Gemahl, Herzog Friedrich von Schwaben, war mit seinem Bruder Konrad, dem Frankenherrzog, gegen den deutschen König Lothar in den Kampf gezogen, auf dessen Krone er das erste Anrecht zu haben glaubte. Das warf düstere Schatten auf das Gemüt der edlen Fürstin, und ihr Leid war um so größer, als auch ihr Bruder Heinrich der Stolze, der mächtige Herzog von Bayern, sich auf die Seite Lothars, seines Schwiegervaters, gestellt hatte. Sie hing mit inniger Liebe an ihrem Gemahl wie auch an ihrem Bruder und mußte nun die beiden in bitterem Streit und hartem Kampf wissen, ohne helfen zu können.

Da naheten sich eilige Männerschritte, und als die Herzogin umschaute, stand vor ihr der greise Burgvogt mit verstörten Mienen. „Ich bring Euch üble Kunde, Herrin,“

meldete er, „soeben läßt der Abt von Lorch durch einen Boten uns sagen, daß König Lothar mit einem Heer gegen die Burg im Anzug sei.“ Die Herzogin erbleichte noch mehr, aber sie faßte sich rasch wieder und sprach: „Sendet Eilboten zu meinem Gemahl, der mit seinem Heer in Oberschwaben steht, und tut indes, was Ritterpflicht Euch gebietet! Um jeden Preis, und koste es mein Leben, werde ich die Burg halten bis zur Rückkehr meines Gemahls.“ „So sei's, edle Herrin,“ erwiderte der Burgvogt, „solange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern rinnt, soll Burg Staufen nicht in Lothars Hände fallen.“

Eben sank die Sonne unter des Abendrotes Purpursaum, als des Wärtels Hornstöße das Nahen der Feinde kündigten. Als der Morgen dämmerte, umzog ein feindliches Lager den ganzen Berg. Noch am gleichen Tag begann der Sturm auf die Burg, und mit jedem neuen Morgen wuchs die Mut und Stärke des Angriffs. Mauerbrecher gaben mit ihren mächtigen Stößen den dumpfen Takt zum Kampf. Schleudermaschinen warfen Steine gegen das Tor. Wandeltürme, mit Angreifern besetzt, schoben sich an die Ringmauer heran. Katapulten und andere Kriegsmaschinen sandten Pfeile und sonstige Geschosse auf die Belagerten ab. Aber die Besatzung, unablässig angefeuert durch den Burgvogt, wies heldenhaft alle Angriffe ab. Mit der Armbrust vereinigten sich im Abwehrkampf schwere Steine und Balken, die man auf die Feinde hinabwarf, und siedendes Wasser und brennendes Pech, womit die verwegensten Angreifer übergossen wurden. So war es einige Wochen fortgegangen, als eines Tages der Türmer ins Gemach der Herzogin trat und meldete, es sei ein großer Heereszug vom Remstal her im Anmarsch. Da pochte das Herz der Fürstin in stürmischer Freude; denn sie glaubte nichts anderes, als daß ihr Gemahl es sei, der nun Hilfe bringe. Welche Bestürzung aber, als in den Ankömmlingen Feinde erkannt wurden! Herzog Heinrich von Bayern war's, der sein Heer herbeiführte, um die Belagerung rasch zu beendigen.

Eine solche Herzlosigkeit hatte Judit ihrem Bruder nicht zugetraut. Im tiefen Gram brach ihre schwache Lebenskraft zusammen. Ohnmächtig sank sie nieder, und das nächste Frührot leuchtete in das leiddurchrunte Antlitz einer Toten. An der Leiche kniete schluchzend der treue Burgvogt mit den Kindern der Entschlafenen, unter denen sich ein fünfjähriger Knabe mit hellen blauen Augen und goldblonden Locken befand, der spätere Kaiser Friedrich Barbarossa.

Als eben Lothar und Heinrich mit ihren vereinten Heerhaufen die Burg berennen wollten, kam aus dieser ein Herold, der den Tod der Herzogin meldete und um einen zweitägigen Waffenstillstand bat zur Beisehung der Leiche im Kloster Lorch. Der Bitte wurde entsprochen, aber unter der Bedingung, daß der Leichenzug seinen Weg durch das königliche Lager zu nehmen habe. Sowohl Lothar als Heinrich hielten nämlich die Todesnachricht für weiter nichts als eine Kriegslist, erfonnen, um in dem Sarg Kostbarkeiten aus der Burg zu schaffen.

Am andern Tag öffnete sich das Burgtor, und der Leichenzug kam heraus. Dienstmännern trugen den prunklosen Sarg, dem die Kinder, der Burgvogt und die ganze Besatzung folgten. Tränen und Hunger lagen auf den bleichen, hohlen Gesichtern. Lothar und Heinrich befahlen, als der Zug sich ihnen genahet hatte, den Sarg zu öffnen. Mit boshaftem Lächeln folgten sie dem Vorgang; denn sie glaubten immer noch nicht an den Tod der Herzogin. Wie erschauerten sie aber, als ihnen das vergrämte Antlitz der Toten entgegenstarrte! Herzog Heinrich schrie vor Schmerz auf und war untröstlich darüber, daß er durch seinen Stolz und seine Harttherzigkeit die geliebte Schwester getötet hatte. Er schloß sich mit seinen Rittern und Knappen dem Trauergesolge an und begleitete die Tote zur stillen Gruft im Kloster Lorch. Und als sie beigesezt war, zog er mit seinem Heer nicht mehr zum Hohenstaufen zurück, sondern heimwärts. Das bewog auch Lothar, die Belagerung aufzugeben, umsomehr, als er Kunde erhielt, daß die Herzöge Friedrich und Konrad mit starker Macht

im Anzug seien. So war Judit noch im Tod die Ketterin der Burg geworden.

Geschichtliches hterzu. Nach dem Tode König Heinrichs V. glaubte sein Neffe und nächster Verwandter, der Staufer Friedrich, die erste Anwartschaft auf den Thron zu haben. Er besaß das Herzogtum Schwaben und war durch seine Gemahlin Judit, eine Schwester des Bayernherzogs Heinrichs des Stolzen, mit den mächtigen Welfen verwandt, während sein Bruder Konrad Herzog von Franken war. Aber die Fürsten wählten statt seiner einen alten Gegner Heinrichs V., den greisen Herzog von Sachsen, Lothar von Supplinburg. Das hochfahrende und schroffe Verhalten Friedrichs bei der Königswahl zu Mainz hatte viel zu dem für ihn ungünstigen Wahlergebnis beigetragen. Um seine Macht zu stärken, vermählte Lothar seine Tochter, sein einziges Kind, mit Heinrich dem Stolzen, der, bisher ein Parteiläufer der Staufer, nun auf des Königs Seite trat. In dem Krieg zwischen Lothar und den beiden staufischen Herzogen fiel Heinrich 1127 in Schwaben ein, wurde aber zum Rückzug gezwungen.

Die Sage von der Barbarossa-Kapelle.

Der mächtige Rotbart soll, wie die Sage berichtet, öfter auf der Burg seiner Väter Hof gehalten und dabei häufig im Kirchlein am Bergesfuß gebetet haben. Ueber dessen zugemauertem Pfortchen an der Nordseite befand sich früher eine Inschrift aus dem 16. Jahrhundert, die wie folgt lautete:

„Hic transibat Caesar

(Hier ging der Kaiser ein).

Der großmächtigst Kaiser wohlbekannt,

Friedericus Barbarossa genannt,

auf diesem Berg hat Hof gehalten

wie vor und nach ihm die Alten.

Das demütig edel deutsche Blut

übt ganz und gar keinen Uebermut.

Zu Fuß in diese Kirch' ist ganges

ohn' allen Stolz, ohn' Pracht und Prangen.

Durch diese Tür, wie ich bericht',

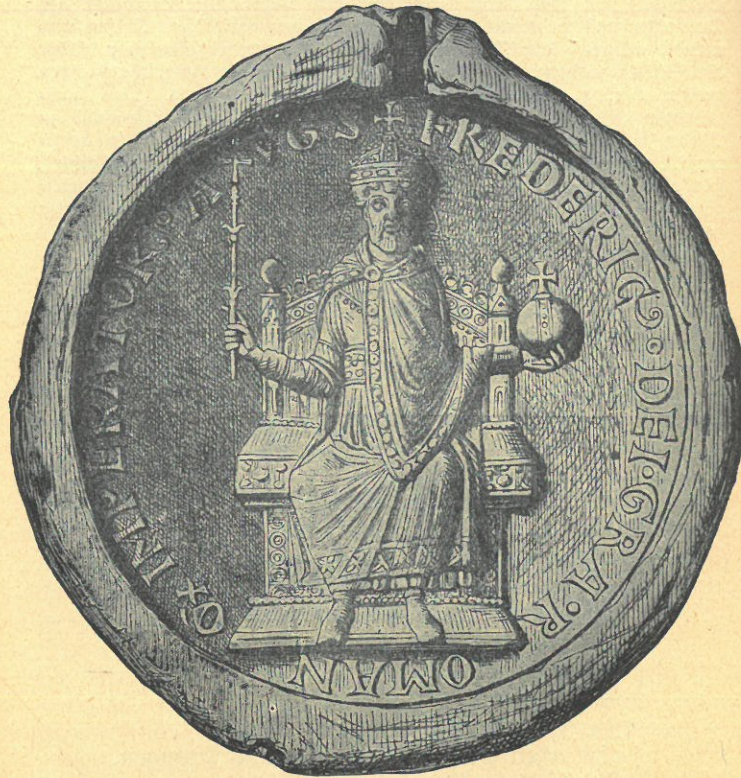
ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Amor bonorum, terror malorum

(Die Liebe der Guten, der Schrecken der Bösen).“

Barbarossa verbrachte einen Teil seiner Jugendzeit auf der Burg Staufen, am Hofe seines Vaters und seines Oheims. Als Kaiser mag

er manchmal diese Burg besucht haben. Urkundlich geschah eine solche Einkehr am 28. Mai 1181. Einen ständigen Wohnsitz hatte Barbarossa so wenig wie die andern stauffischen Kaiser. Er hielt sich bald in dieser bald in jener Stadt oder Burg seines großen Reiches auf. Viel weilte er in Ulm, Eßlingen, Giengen a. d. Br., Regensburg, Nürnberg und Konstanz.



Siegel Kaiser Friedrichs Barbarossa.

Die Riesen in den Heidenlöchern.

Auf dem Hohenstaufen haben in heidnischer Zeit gewaltige Riesen gehaust. Das bezeugen mächtig große

Menschenknochen, die man bei Anlegung des neuen Weges gefunden hat. Von diesen Riesen rühren die beiden großen Löcher her, die man die „Heidenlöcher“ nennt. Vom untern Loch führte ein Gang bis zum Rechberg. Ein Hahn, den man in die Höhle trieb, kam auf dem Rechberg wieder zum Vorschein. Auch mit Kloster Lorch und der Oberhofer Kirche bestand eine unterirdische Verbindung.

Der Volksmund berichtet nach sagenhafter Ueberlieferung noch von vielen unterirdischen Gängen; obere Salvatorhöhle—Lorch, Schloß Lindach—Lorch, Rechberg—Hohenstaufen, Schloß Göggingen—Leinzell u. a. Von einem wirklichen Gang dieser Art wurden Teilstrecken am Rand des Schauppenwaldes und etwa 70 m südlich vom Klosterhof entdeckt. (S. II. Band S. 67, vergl. auch S. 40.)

Eine Untat der Riesen.

Die uralte Stiftskirche Oberhofen bei Göppingen wurde von drei vornehmen Jungfrauen gegründet, die auf diesem Platze zwei Höfe besaßen und in dem benachbarten Wald Hohenfürst ein Schloß bewohnten. Als das Gotteshaus fertig war, schleuderten die Riesen, die damals auf dem Hohenstaufen hausten und noch Heiden waren, eine mächtige Eisentugel nach der Kirche, um sie zu zertrümmern. Die Kugel zerschmetterte den obern Teil des einen Turms und blieb dann in ihm liegen. Man hat sie schon oft fortgeschafft, aber sie kam jedesmal von selbst wieder zurück, weil sie an den Platz gebannt war.

Der Staufergeist.

Das Glöcklein hat geläutet
zur Andacht und zur Ruh,
seht dort, der Staufer schreitet
dem Rechberg wieder zu.
Am Berg zu Hohenstaufen
erwartet er die Nacht,
dann muß er wieder laufen,
bis neu der Tag erwacht.

Von einer Burg zur andern
in herbstlich kaltem Wehn
muß hin und her er wandern
auf dieser Berge Höhn.

Hat er gestreckt sich nieder
am Staufeu, stracks zurück
treibt ihn zum Rechberg wieder
sein grausames Geschick.

Bald eilt er, wie vom Sturme
getrieben, und bald gleicht
er einem Feuerwurme,
der langsam vorwärts schleicht.
Da, wo der Pfad sich senket
am Kirchlein alt und klein,
fehrt er zurück und lenket
zum Staufeu wieder ein.

Wer weiß, was ihm von Sünden
noch auf der Seele brennt,
daß Ruhe ihm zu finden
das Schicksal nicht vergönnt?
Ist er vielleicht verschieden
in schwerer Sünden Bann,
daß irrend er hienieden
im Grab nicht ruhen kann?

Hat er den Räuberhaufen
mit frevelhafter Hand
vielleicht nach Hohenstaufeu
geführt zu Mord und Brand?
Dort an des Berges Rücken
liegt er in blauer Blut,
hinauf mag er nicht blicken,
zu gehn fehlt ihm der Mut.

(Schon Crusius kennt diese Sage. Siehe auch II. Bd. S. 127.)

Geistertanz.

Auf dem „Tanzplatz“ bei dem Spielburghügel fanden sich früher, besonders in der Adventszeit, nach dem Läuten der Abendbetglocke zwei bis drei, oft auch mehr Lichter ein. Sie kamen aus den Heidenlöchern, von Staufeneck und vom Rechberg. Diese Lichter waren Geister von Staufeuern und von Rechberger Grafen. Den Tanzplatz umgab sonst ein Ring von Gras, das immer grüner war als der übrige Rasen. In diesem Kreise unterhielten sich die Geister und tanzten sie auch, bald bedächtigt und sittigt, bald in tollem Wirbel. Alte Leute haben dies in ihrer

Jugend oft gesehen. Seitdem man auf der Spielburg einen Steinbruch angelegt und den Tanzring zerstört hat, sieht man die Geister nicht mehr.

Geistersput auf dem Nasrücken.

Auf dem Nasrücken hat man früher in der Adventszeit um Mitternacht einen förmlichen Markt gesehen, indem zu beiden Seiten des Weges schöne Tücher und andere Sachen wie in einem Kramladen ausgehängt waren. Auch sonst spukt es da oben. Schon mancher Wanderer hat da einen Geist tragen müssen.

Der Schimmelreiter.

In dem Wald zwischen dem Hohenstaufeu und Göppingen hat man schon manchmal bei Nacht auf einem großen, prächtigen Schimmel einen Jäger vorbeifahren sehen. Immer ging ihm Sturmgebraus voraus. Der Schimmelreiter tut aber niemand etwas zuleide.



11. Das Rechbergische Wappen.

In der Schlacht, die im Christental einst zwischen Christen und Heiden ausgefochten ward, wurden 3000 Krieger des heidnischen Herzogs gefangen und zum Christentum gezwungen. Unter diesen waren auch zwei adelige Brüder, die schon christlich waren. Beide führten im Schild drei rote Löwen in goldenem Feld. Die christlichen Ritter der Gegend sorgten für sie und überließen ihnen den Rechberg. Ihr Wappen verschaffte ihnen den Namen „Rechberg-Rotenlöwen“. (Vergl. II. Band S. 243.)

Geschichtliches. Die Bekehrung der Alemannen zum Christentum vollzog sich, von vorausgegangenen kleinen Anfängen abgesehen, zwischen 496 und 700. Der Frankensieg bei Zülpich 496, die Aufgabe der ostgotischen Herrschaft über die Alemannen durch König Witiges 536 und die ums Jahr 600 begonnene Missionstätigkeit irischer und angelsächsischer Glaubensboten (Kolumban, Gallus, Fridolin u. a.) bilden wichtige Marksteine in dieser Entwicklung. (Weiteres hierüber im II. Bd. S. 55.)

12. Der rote Zwerg.

Auf jenem Teil der Schwäbischen Alb, der den Namen Nalbuch führt, weidete vor langer Zeit ein alter Schäfer, Rolf genannt, seine kleine Herde von Schafen und Ziegen. Jedermann hatte diesen Hirten lieb; denn er war ein schöner Bursch mit blonden Locken und roten Wangen, mit reinem Sinn und fröhlichem Gemüt. Seine Mutter, eine fromme Witwe, bewohnte mit dem Sohne eine Hütte in einem einsamen Tälchen. Dabei waren noch ein ärmlicher Stall für zwei Duzend Schafe und einige Ziegen, ein Gärtchen mit einigen Gemüsebeeten, einem Fliederbusch und Moosröschenstock und eine alte breittkronige Linde. Mutter und Sohn führten ein einfaches, aber ruhiges und zufriedenes Leben.

An einem milden Frühlingstag trieb der junge Hirte seine Herde aus dem heimatlichen Tälchen hinauf auf die rauhen, felsigen Höhen. Tiefblaue Enzian beblühten die grünende Trift, und die Silbertöne der Lerche zitterten durch die lichtgoldne Luft. Beglückt vom jungen Frühling schlenderte Rolf heiter und sorglos vor seinen Schafen her, die sein treuer Hund, der zottige Lullu, mit lustigen Sprüngen umkreiste. Alles um sich her vergessend gelangt er allmählich in eine abgelegene, öde Gegend. Da sieht er sich unversehens von Felsenschroffen, finstern Tannen und wildem Gestrüpp umgeben, und das Tosen eines Sturzbachs schlägt an sein Ohr. Zu seinem nicht geringen Schrecken wird ihm klar, daß er sich im Bereich des mächtigen Berggeistes, des roten Zwerges, befindet. All die schaurigen Mären, die ihm seine Mutter von dem bössartigen, hinterlistigen Kobold erzählt hat, werden in seinem Gedächtnis wach. Rasch will er sich und seine Herde dem gefährlichen Bereich entziehen, wo der gefürchtete Geist ungehindert seine tückische Macht ausüben kann; aber er bemerkt zu seinem Schrecken, daß seine Schafe und Ziegen sich weit in die Felsentrümmer und ins wilde Gebüsch verloren haben. Er will sie mit seinem Hund zusammenreiben, aber die Schafe wollen von den üppigen Gras-

büscheln zwischen dem Steingeröll nicht lassen, und die Ziegen springen immer wieder näschtig zum Gebüsch zurück. Es ist, als ob den Tieren das Futter hier besonders schmecke oder ein geheimer Zauber sie festbanne. Endlich hat der Jüngling doch seine Herde auf einem Haufen beisammen, und er beginnt, sie vorsichtig, aber eilig von dem unheimlichen Orte wegzuführen. Da plötzlich stößt sein Hund, den Kopf zurückwendend, ein klägliches Gebell aus. Forschend blickt der Hirte zurück und gewährt zu seinem Staunen auf einer Felskante, die jäh sich abteuft ins Tal, eine weibliche Gestalt in schneeweißem Gewande. Er will dem Geisterpuk entrinne und beschleunigt seine und seiner Herde Schritte. Doch kann er nicht umhin, sich nochmals nach der Erscheinung umzusehen. Da sieht er, wie die feenhaftige Gestalt ihm freundlich und bedeutsam winkt. Er denkt an Zauber und Verderben und entflieht um so schneller. Aber ein besseres Gefühl sagt ihm, die Gestalt könne auch eine Unglückliche sein, die, in des roten Zwerges Gewalt geraten, ihn durch ihre stummen Wink um Beistand ansehe. Da sie immer noch winkt, faßt er Mut und geht, seine Herde unter Lullus Bewachung stellend, entschlossen auf die rätselhafte Erscheinung zu. Als er ihr nahe ist, erstaunt er über deren strahlende Schönheit. Blonde Locken umrahmen des Mädchens klare Stirne und fallen in anmutigen Ringeln auf ihren Nacken nieder, der so weiß ist wie das schneeige Gewand, das faltenreich und schamhaft die zierlich gebauten Glieder umschließt. Die blauen Augen der Jungfrau blicken wie milde Sterne unter den feingezogenen Braunen hervor, und den lieblichen Mund umschwebt ein holdseliges Lächeln.

Bewundernd hing des Jünglings Auge an der reizenden Gestalt; doch wagte er nicht, ein Wort an sie zu richten. Das schöne Mädchen betrachtete den Jüngling ebenfalls unverwandt und schien ob seinem Unblick ebenso erstaunt zu sein, wie er ob dem ihren. Doch brach sie zuerst das Stillschweigen.

„Sei mir gegrüßt, fremder Jüngling“, sprach sie mit lieblicher Stimme, das Auge schüchtern senkend; „siehe,

ich bin auf die Felsen geklettert und habe nun den hinabführenden Weg verfehlt. Drum bitt' ich dich, mir deine Hand zu reichen, daß ich ungefährdet hinabsteigen kann.“ Rolf schwang sich, auf seinen Schäferstab gestemmt, leicht auf den Felsen und reichte dem errötenden Mädchen den starken Arm. „Verzeiht, edle Jungfrau“, sprach er, „wenn ich Euch keinen bessern Weg führen kann als über diese gezackten Felsen. Ich bin in dieser Gegend fremd und kenne also die Wege und Stege nicht.“ Als er die schöne Unbekannte sorgsam auf ebenen Grund hinabgeleitet hatte, dankte sie ihm für den erwiesenen Dienst, „Vielleicht“, bemerkte sie, „kann ich dir einst deine Hilfe vergelten; jetzt aber lebe wohl! Ich muß sogleich zu meinem Vater zurückkehren, der mich gewiß besorgt erwartet. Lebe wohl.“ Sanft entzog sie dem Jüngling ihre Hand, und ihm noch einen freundlich dankenden Blick zuwerfend verschwand sie rasch im Gebüsch.

Wie versteinert stand der Hirte noch lange da. Dann raffte er sich zusammen und kehrte zurück zu seiner Herde, die ruhig im Tale weidete. Er hörte kein Vöglein und sah kein Blümlein mehr und fühlte nimmer des Frühlings linden Hauch; denn all sein Sinnen galt nur dem entschwindenden lieblichen Mädchen. Ein bisher unbekanntes Sehnen erfüllte und bewegte gewaltig sein sonst so stilles Gemüt: das hohe Gefühl der ersten heiligen Liebe.

Der nächste Morgen trieb ihn wieder zu der gefürchteten und doch so geliebten Stelle. Dort angekommen ließ er wieder seine Herde in dem Tale grasen, das nach den Erzählungen der alten Hirten das Gebiet des roten Zwerges begrenzte. Dann bezeichnete er sich mit dem heiligen Kreuze und sprach ein andächtig Gebet, das ihn seine Mutter als Mittel gegen die Anfechtung böser Geister gelehrt hatte. Nun ging er frohgemut hinauf zu den Felsen, von denen er gestern das schöne Mädchen herabgeleitet hatte. Lange forschte sein Auge umher. Vergeblich. Dann schritt er kühnlich weiter empor, unbekümmert um die Gefahren im Reiche des Berggeistes. Plötzlich erblickt er an einem Wasserfall, von einer Gruppe junger Erlen

fast verdeckt, die holde Jungfrau. Sie schaut sinnend in den Strudel und sieht den Jüngling nicht. Unbemerkt kommt er ihr bis auf wenige Schritte nahe. Trunken ruht sein Blick auf der herrlichen Gestalt, doch getraut er sich in seiner schüchternen Verlegenheit nicht, sie in ihrem Sinnen zu stören. Endlich wendet sie sich und ein Strahl ihres Auges fällt auf Rolf. Errötend über sein plötzliches Erscheinen schlägt sie den Blick züchtig nieder, doch bald ihre Unbefangenheit wieder gewinnend grüßt sie freundlich und zutraulich den jungen Hirten.

„Verzeiht, edle Jungfrau“, erwiderte Rolf auf ihren Gruß, „verzeiht, daß ich Euch aussuchte, aber Euer Bild wick seit gestern nie von meiner Seele, und ich konnte nicht ruhen, bis ich Euch wieder gesehen.“ „Aber wie heißt du denn, guter Jüngling, und wohnst du hier auf diesen Bergen?“ fragte sanft das holde Mädchen. „Rolf nennt man mich“, erwiderte der Hirte, „und ich bewohne nicht weit von hier mit meiner Mutter eine kleine Hütte. Sag mir nun auch deinen Namen, und wie es kommt, daß du hier in dieser wilden Gegend weilst.“ „Nossa nennt mich mein Vater, mit dem ich in diesen Bergen wohne.“ „Und wer ist dein Vater?“ „Nun, er ist mein Vater“, entgegnete die Jungfrau, „o er ist mir ein guter Vater, und ich liebe ihn sehr.“ „Und bist du mir nicht auch gut, holde Maid?“ fragte schüchtern der Jüngling, der Geliebten mit reiner Zärtlichkeit ins Auge blickend. „Warum nicht, Rolf?“ flüsterte mit süßer Stimme Nossa; „dein Auge ist mild und treu, und du bist freundlich und gut.“

Von diesem Augenblick an war der heilige Bund dieser kindlich reinen Herzen geschlossen. Traulich plauderten die Liebenden, und die Wildnis umher deuchte ihnen ein paradiesisches Gefilde. So waren ihnen ein paar Stunden wie ein glücklicher Augenblick vergangen, als sie auf einmal aus der Ferne den Namen Nossa rufen hörten. „Mein Vater ruft mich, ich muß sogleich zu ihm eilen“, sprach das Mädchen, „morgen findest du mich wieder hier. Bis dahin lebe wohl!“ Nach diesen Worten

eilte sie rasch den Felsenpfad am Wasserfall hinauf und verschwand eben so schnell wie tags zuvor. Kolf ging zurück zu seiner Herde, beseligt durch die Liebe Noffas.

Zu Hause erzählte der junge Schäfer seiner Mutter mit kindlicher Offenheit, was ihn so beglückte. Voll Entsetzen rief die Mutter: „O mein Sohn, was hast du getan! In die Klauen des schlimmsten Kobolds hast du dich sorglos gewagt! Die schöne Maid ist gewiß eine böse Elfe, durch die der rote Zwerg dich ins Verderben locken will. Wehe dir, wehe deiner Herde!“ „Mutter“, entgegnete Kolf, „in solch lieblicher Gestalt, in so reinen, milden Augen kann kein böser Geist versteckt sein. Auch trage ich ja das hochgeweihte Kreuz an meinem Halse, das mir der fromme Klausner auf dem St. Bernhardusberg geschenkt hat, und bete ich nicht fleißig den heiligen Spruch, den Ihr mich zum Schutz gegen böse Geister gelehrt? Seid also ohne Sorgen!“

Auf das Zureden der Mutter ließ Kolf am folgenden Tage die Herde im heimatlichen Tale; er selbst aber machte sich, nachdem ihn seine Mutter gesegnet, freudig auf, um die Geliebte wieder zu sehen und womöglich die Geheimnisse zu enthüllen, von denen sie umgeben war. Angekommen bei dem Wasserfall harrete er lange sehnsüchtig ihrer. Plötzlich rief hinter seinem Rücken eine rauhe, drohende Stimme: „Was suchst du auf meinem Gebiet?“ Als Kolf sich nach dem unbekanntem Sprecher umwandte, stand vor ihm eine Gestalt, deren Anblick sein Blut fast erstarren ließ. Es war der rote Zwerg. Beinahe viereckig war der kleine, in allen Teilen ungestaltete Körper des Kobolds, den ein feuerfarbener Kleid umhüllte. Der unförmlich große Kopf mit glühenden Froschaugen und struppigen roten Haaren saß unmittelbar auf dem wanstigen Kumpf. Die rotbehaarte Faust umfaßte mit Krallenfingern einen langen schwarzen Stab.

Der Zwerg stieß ein krächzendes Gelächter aus seinem schwarzen Schlund, als er den Schrecken des armen Jünglings sah, und fragte wieder: „Was willst du in meinem Gebiet?“ Aus seiner Erstarrung emporgerüttelt murmelte

Kolf: „Alle guten Geister —.“ „Stille, stille mit deiner Beschwörung“, fiel ihm lachend der Zwerg ins Wort, „sie wird mir nichts anhaben auf meinem Grund und Boden. Rechtfertige dich, warum du gewagt, mein Gebiet zu betreten!“

Offen erwiderte der Jüngling: „Ich kam hieher, eine edle Jungfrau zu sehen.“ „Närrischer Junge“, brummte der Zwerg; „weißt du, daß das Mädchen, das du hier erwartest, meine Tochter ist?“ „Eure Tochter?“ fiel Kolf dem Kobold mit Erstaunen in die Rede, „nein, das ist unmöglich!“

„Frecher Knabe“, schrie der Zwerg, indem seine Augen wie feurige Kohlen glühten, „weißt du, was möglich oder unmöglich ist? Du sollst bald erfahren, daß Dinge möglich sind, die dir unbegreiflich scheinen! Jetzt aber flieh aus meinem Gebiet und laß dich nimmer hier blicken, wenn du nicht mit zerbrochenen Gliedern in jenem Abgrund liegen willst!“

Unter krächzendem Gelächter des häßlichen Geistes eilte Kolf von dannen. Atemlos und völlig erschöpft kam er im väterlichen Tale an. Da kniete er nieder und dankte in heißem Gebet für des Himmels Schutz. Seiner Mutter verschwieg er, um ihr Schrecken und Unruhe zu ersparen, das schaurige Ereignis, und ihre Fragen nach dem schönen Mädchen beantwortete er ausweichend, so daß Mutter Else keinen Verdacht schöpfen konnte.

Von diesem Tage an schien das ganze Wesen des jungen Hirten wie umgewandelt. Er, sonst der lustigste Bursch im Heimatgau, ging jetzt traurig einher. Ein tiefer geheimer Gram nagte an seinem Herzen. Mancherlei Unglück drückte seinen Mut noch weiter nieder. Ein Schaf nach dem andern erkrankte und verendete. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu“, sagten die alten Hirten, die er um Rat fragte, und nachdenklich schüttelten sie den Kopf. Aber es kam noch schlimmer. Mutter Else wurde durch eine schwere Krankheit aufs Siechbett geworfen und schwebte den ganzen Winter zwischen Tod und Leben. Die ganze Sorge des guten Sohnes galt nun

der Pflege der teuren Mutter. Da war ihm keine Entbehrung und keine Arbeit zu groß. Wenn er in langen Nächten am Bett der Kranken wachte oder im Stalle den wenigen Ziegen, die ihm geblieben, Futter reichte, mußte er immer wieder der dunkeln Drohungen des Zwerges gedenken. Wie bitter wahr waren sie geworden, wie elend hatten sie ihn gemacht!

Der Frühling war wieder ins Land gezogen und hatte neue Hoffnungen in alle bangen Herzen getragen. Auch in Kols' bedrückter Seele lichteten sich die Nebel, und Lebensmut sprühte wieder aus den dunklen Tiefen, zumal als die liebe Mutter endlich das Krankenbett verlassen konnte. Kolf geleitete die Genesende täglich hinaus ins frischbegrünte Tal, wo sich im Lebensodem des Lenzes ihre siechen Glieder bald wieder kräftigten. Als sie nach einigen Wochen einen größeren Gang wagen konnte, bat sie den Sohn, mit ihr zur hl. Kapelle auf dem Bernhardusberg zu wallfahren.

In der Nacht vor der Wallfahrt hatte Kolf einen merkwürdigen Traum. Er saß in einem lieblichen Tale an einer von Veilchen umblühten Quelle. Da wurde ihm plötzlich, wie von unsichtbarer Hand, ein duftender Blumenkranz aufs Haupt gesetzt. Als er sich hastig umwandte, stand vor ihm eine engelgleiche Gestalt und lächelte ihm traulich zu. Es war die geliebte Noffa. Aber neben ihr kauerte zu seinem Entsetzen der rote Zwerg. Doch schienen dessen Züge diesmal weniger häßlich und nicht mehr drohend zu sein. Der Zwerg winkte dem staunenden Jüngling heranzukommen, und da dieser nahe getreten, legte er segnend Noffas Hand in die seine und verschwand. Mit ihm wich das Traumgesicht.

Aus dem linden Schlaf, in den dieser Traum den Jüngling geschmeichelt hatte, weckte ihn die Mutter, die schon reisefertig war zur Wallfahrt. Rasch rüstete er sich auch, und dann bot er seiner Mutter den Arm und führte sie sorgsam die Bergpfade dahin. Es war ein wonnereicher Maientag, der in jedem Herzen heitere Saiten erklingen ließ. Da fand Kolf den Mut, seiner Mutter das Un-

teuer mitzuteilen, das er im vorjährigen Frühling auf des roten Zwerges Hügel bestanden hatte. Mutter Else erschrak und weinte bitterlich. Als aber ihr Kolf seinen bedeutsamen Traum erzählte, heiterte sich ihr Antlitz wieder auf, und sie pflichtete dem frommen Glauben ihres Sohnes bei, daß Noffa schuldlos und rein wie ein Engel sei. Und wer weiß, fügte Kolf bei, ob nicht der mächtige rote Berggeist uns nur läutern wollte, wenn wirklich die Leiden, die über uns hereingebrochen, von ihm kamen?

Während Mutter und Sohn sich in solchen Gedanken ergingen, stiegen sie von einem waldigen Bergrücken nieder und betraten ein Tal, das im ganzen Zauber des Frühlings prangte. Kols' Freude darüber wich einem grenzenlosen Erstaunen, als er wahrnahm, daß dieses Tal ganz jenem glich, das er im Traum gesehen. An einer Quelle, die von Veilchen umduftet war, ruhten die Pilger aus. Auf einmal zeigte der treue Sullu durch lautes Bellen an, daß jemand in der Nähe sei. Und siehe, aus einer dunkeln Erlengruppe trat der rote Zwerg, eine weißverschleierte Frauengestalt an der Hand führend, und nahte sich den Wanderern.

„Entfernt eure Furcht!“ sprach er milde, als Kolf und seine Mutter erschrocken aufsprangen, „ich komme als euer Freund, um dich, gute Frau und deinen edelgesinnten Sohn zu entschädigen für die Leiden, die ich über euch gebracht habe. Wißt, daß ich meines ungerechten Wandels auf Erden wegen vom gerechtesten aller Richter stühle verdammt wurde, als gefürchteter Berggeist auf diesen Bergen zu irren, von allen gehaßt, von allen geflohen, bis ich durch die Tugend eines schuldlosen Paares erlöst würde aus meiner Qual. Dieses Paar hat sich in dir, guter Jüngling, und in meiner Pflegetochter Noffa gefunden.“ Bei diesen Worten lüftete er den Schleier der Jungfrau und fuhr fort: „Ein alter Hirte, dessen Weib gestorben und dem ich mein Schicksal kundgetan hatte, übergab bei seinem Tode sein einzig Kind meiner Pflege, auf daß es dereinst meine Erlösung vollbringen helfe.

Dieses Kind ist Noffa. Sie hat treu an mir gehalten, und du, Kolf, hast, obgleich von Ungemach gebeugt, den Glauben an sie und an meinen besseren Sinn nicht verloren. Dafür nun der Lohn. In deinem väterlichen Tale ragt ein einzeln stehender Fels empor. Am Fuße desselben wirst du einen reichen Schatz finden. Er sei dein, — und hier nimm Noffas Hand! Mit ihr empfängst du das größte Glück, das ich dir bieten kann. Ich nehme jetzt Abschied von euch; denn ich darf nun eingehen in selbige Ruhe. Seid glücklich und denkt zuweilen an mich!“

So sprach der rote Zwerg und legte die Hand der leise errötenden Jungfrau in die des übergelücklichen Jünglings. Dann verschwand er. Das Brautpaar aber und die vor Freude weinende Mutter setzten ihren Weg nach dem Bernhardusberg fort. Dort wurden die Liebenden von dem frommen Eremiten zum Lebensbunde vereinigt. Ihr Glück blühte, von Kindern und Enkeln gemehrt, stets reicher und höher; denn ihre Liebe verblühte nie.



13. Rosenstein-Sagen.

Der Raubritter vom Rosenstein.

In der kaiserlosen Zeit, wo rohe Gewalt über Recht triumphierte, hauste auf der kühnen Felsenburg des Rosensteins der Raubritter Hug. Mit seinen wilden Kumpanen verbreitete er Furcht und Entsetzen in der ganzen Gegend. Den Kaufleuten schnappte er die Warenfuhrn weg, und bei den Bauern und Hirten holte er sich die Braten für die Küche. Reisende Ritter und Prälaten nahm er gefangen und presste ihnen hohe Lösegelder ab. Alle Drohungen verlachte er, da seine mächtige Burg jedem Angriff trohzen konnte.

Die Ritter von Rechberg und von Lauterburg hatten schon wiederholt versucht, den verwegenen Strauchritter auf seinen Raubzügen gefangen zu nehmen, aber durch List und Mut war er ihnen stets entkommen. Diesen

Widerparten galt nun sein voller Haß, und so war es ihm auch eine teuflische Lust, bald hier bald dort die Hinterassen beider Ritter grausam zu brandschakzen. Aber auf noch Schlimmeres ging sein Sinnen.

An einem Sommerabend saßen im Zwinger der Burg Rechberg vier Männer um einen Tisch, den eine uralte Linde beschattete. Der älteste unter ihnen, ein würdiger Greis mit Silberlocken und langem, grauem Bart, war der Burgherr, Ritter Albrecht von Rechberg. Ihm zur Seite befanden sich seine beiden Söhne Friedrich und Eberhart, kräftige Jünglinge mit entschlossenem Blick. Der vierte, ein junger Ritter von edler Wohlgestalt, war Heinrich von Lauterburg. Kraft und Mut und hoher Sinn zierten ihn, und darum ward sein Name in jeder Burg des Schwabenlandes mit Ehren genannt. Schon manche holde Jungfrau von edlem Geblüt hatte minnig auf ihn geblickt, wenn im Turnier der Siegespreis ihn lohnte. Doch sein Herz gehörte nur einer: dem liebreizenden und sittigen Töchterlein des Ritters von Rechberg, der schönen Gertrud, die ihm auch in inniger Liebe zugetan war. An diesem Tage war sie, begleitet vom alten Burgvogt Bertold und zehn Knechten, nach Lorch geritten, um in der Klosterkirche zu beten und dem frommen Abt Ulrich eine reiche Gabe für die Armen zu überbringen. Da der Tag Abschied nahm, konnte ihre Rückkehr nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Schwere Sorgen bewölkten die Stirne der vier Männer. Sie pflagen Rat, wie dem schändlichen Treiben des Rosensteiners zu begegnen sei. Vieles wurde vorgeschlagen, besprochen, verworfen. Kein Plan wollte Erfolg verheißzen, kein Mittel Abhilfe versprechen.

Da sprengte auf schäumendem Kofse plötzlich der Burgvogt über die Zugbrücke, hielt vor dem Burgherrn und sank, aus vielen Wunden blutend, mit dem Rufe: „O Herr — Eure Tochter — der Räuber —!“ bewusstlos vom Pferde. „Heiliger Gott“, schrien die Ritter, „was ist geschehen?“ Sie richteten den Bewußtlosen auf, kühlten seine heiße, blutige Stirn und gierten auf ein Wort aus

seinem stummen Munde. Bald schlug er die Augen auf und berichtete stöhnend: „Auf Heimritt — im schwarzen Forst — von Hug und seiner Rote — überfallen — Fräulein Gertrud geraubt — Knechte tot — ich umringt — schwerer Kampf — viele Wunden — ich entkommen.“ Wieder sank der Burgvogt ohnmächtig zurück. Diener eilten herbei und übernahmen seine Pflege.

Heinrich von Lauterburg hat schon seinen Helm aufs Haupt geworfen und vom Knappen die Kofse geheißt. Die Söhne des Rechbergers eilen in die Burg und legen den Harnisch an. Die Kriegstrompete schmettert durch den Abenddämmer. In wenigen Minuten sind Keisige und Kofse im Burghof versammelt. Der alte Ritter von Rechberg läßt sich nicht abhalten, am Kampfszug teilzunehmen. Ein Trompetenstoß. Die Zugbrücke senkt sich. Ritter und Knechte sprengen durch das Burgtor. Dem Rosenstein zu rast die Reiterchar.

Indessen hatte der Rosensteiner mit seiner schönen Beute ungefährdet sein Raubnest erreicht. Des Rechbergers einziges Töchterlein — ha, welch ein Lösegeld winkte ihm! Doch wollte er gegen Frauen die Ritterpflicht nicht mißachten. Die schönste Kemnate seiner Burg wies er der Gefangenen als Wohnung an, und die Frau des Torwarts ward ihr als Dienerin beigeßelt mit dem Auftrag, ihr alle billigen Wünsche ehrfürchtig zu erfüllen.

Gertrud war eben aus langer Ohnmacht erwacht, als man sie in der Kemnate unterbrachte. Wir vor Entsetzen weinte und schluchzte sie verzweiflungsvoll. Mit gleisnerischen Worten suchte ihr der Raubritter alle Furcht auszureden. Da, beim hellen Schein der Lampe, sah er erstmals so recht, welch holde Züchtigkeit, innige Anmut und strahlende Schönheit diese Jungfrau schmückten. Eine wilde Leidenschaft loderte in ihm auf. Sein Weib sollte sie werden, willig oder mit Gewalt.

Den Raubgenossen zu Gefallen wurde nun im Palas der Burg ein üppiges Trinkgelage veranstaltet. Oben an dem langen Eichentisch saß der Raubritter selbst, ein mittelgroßer Mann von gedrungener Gestalt. Das ver-

zerrte Gesicht und der unstete Blick der grauen Augen verrieten die niederen Triebe seines Gemüts. Zunächst von ihm saß Hanno von Grimbach, ein fränkischer Raubritter und Genosse seiner Frevel. Die Weinhumpen leerten und füllten sich, und Lärm und Segröhle durchbrauste die Halle. „Hört, Freunde“, rief der Rosensteiner, „der fromme Rechberger wird hübsche Gesichter schneiden, wenn er hört, daß sein holdes Töchterlein auf unserem Felsen weilt! Ha, ha, ha! Aber schön ist sie, das muß ich sagen; nicht umsonst wird sie die Blume des Schwabenlands genannt.“ „Der stolze Graubart“, bemerkte Hanno, „wird sich aber sputen, sein geraubtes Kleinod wieder zu erringen, und der schmachtende Heinrich wird Himmel und Hölle in Bewegung setzen, sein Täubchen zu retten. Wer weiß, ob sie nicht schon gegen uns im Anzug sind?“

„Meinetwegen“, rief Hug lachend, „kann das ganze Schwabenland gegen mich ziehen. Eher steigt die Rems zu uns herauf, als daß der Rosenstein eingenommen wird. Und da ihr mir von dem Lauterburger schwazet, so sage ich euch: Gertrud wird Hugs Weib und keines anderen. Eher lasse ich sie über die Zinnen in den Abgrund werfen, als daß ich sie dem närrischen Milchbart überlasse!“

Unter solchen Gesprächen war die Mitternachtsstunde gekommen, und die wüsten Gefellen suchten nun ihr Lager auf. Hug taumelte seiner Schlafkammer zu. Da hörte er am Ende des dunklen Ganges etwas wie Waffengeklirr. Wütend riß er das Schwert heraus und stürzte mit dem Ruf: „Wer hier?“ auf den Unbekannten los.

Da zuckte eine salbe Flamme durch den Raum, und ein Mann in schwarzer Rüstung, Gesicht und Hände mit Blut besleckt, war zu sehen. Wie betäubt starrte Hug die Erscheinung an. Diese aber erhob den blutigen Zeigefinger drohend und rauschte mit den Worten: „Hug, Hug, die Strafe jenseits ist ewig!“ an ihm vorüber.

Bei Gertrud wachte die ganze Nacht ihre Dienerin, eine alte, gute Frau. Diese bot alles auf, das jammernde Fräulein zu beruhigen. „Edles Fräulein“, redete sie ihr zu, „der Ruf nennt Euch fromm und gottergeben, und

so hoffe ich, daß Ihr mit geduldiger Fassung Euer Unglück ertraget.“ Aber nur Tränen antworteten darauf. Kein Schlummer ließ die Jungfrau ihr Leid vergessen, und als die Morgensonne einen neuen Tag kündigte, brach auch ihr Jammer mit neuer Macht hervor. Mitleidig rief die alte Frau: „Edles Fräulein, noch ist nicht alles verloren, wenn Ihr mir, der alten Anna, vertrauen wollt!“ Das ganze Wesen der Dienerin mußte Zutrauen erwecken und so fragte nun Gertrud: „Hat mein Vater, mein guter Vater, noch nichts getan, mich zu retten, und Heinrich —?“

Hier hielt sie inne, und eine sanfte Röthe überzog ihr liebliches Gesicht.

„Ihr dürft Euch nicht schämen der Liebe des wackern Ritters von der Lauterburg“, sagte lächelnd die alte Frau, „er ist ein braver junger Mann und überall als solcher geachtet. Doch Ihr fragt, ob die Euren noch nichts getan zu Eurer Rettung. Alles mögliche ist von ihnen geschehen. Noch in der Nacht jagten sie den Räubern nach und langten am Rosenstein an. Der Ritter von Lauterburg wagte es, allein am Felsen emporzuklimmen, aber die Wache bemerkte ihn, und wie ein Wunder ist es anzusehen, daß er sich noch retten konnte, als Steine hageldicht auf ihn niedersausten. Sechs Edle ließen den Räuber zum Zweikampf fordern, aber er ließ ihnen höhnisch sagen, sie möchten in seinen Burghof kommen, da wolle er mit ihnen kämpfen. Der Räuber weiß, daß niemand den Rosenstein einnehmen kann. Der Hunger allein könnte ihn bezwingen!“

„Barmherziger Gott, wer kann mich dann retten“, rief Gertrud händeringend aus. „Ich habe Euch schon gesagt“, bemerkte geheimnisvoll die Dienerin, „es ist nicht alles verloren, wenn Ihr mir vertraut. Nun will ich deutlicher zu Euch reden. Mein Mann, Mangold ist sein Name, war schon beim Vater des Rosensteiners und ist noch heute Torwart bei der Zugbrücke. Wir hatten einen Sohn, unsere Freude, unsere Hoffnung. Der Rosensteiner zwang ihn, an allen Raubzügen teilzunehmen. Unserm guten Sohn waren aber die Freveln des Raubritters ein Greuel, und er suchte sie heimlich zu mildern, so gut er konnte.

Dem Raubritter blieb das aber nicht verborgen, und mit Argwohn verfolgte nun sein scharfes Auge alle Schritte unseres lieben Hans. Da wurde einmal ein großer Warenzug von dem Räuber und seinen Gesellen überfallen. Hans fügte es, daß dabei ein Smünder Kaufmann mit seinem Töchterlein entkam. Hug erfuhr es, und in blinder Wut darüber stieß er unsern armen Sohn nieder.“

Ein Tränenstrom unterbrach hier die Rede der Mutter Anna und es bedurfte einiger Zeit, bis sie in ihrer Erzählung fortfahren konnte.

„Als ich mit meinem Mann vor der Leiche unseres Hans stand, da hob der unglückliche Vater die Hand gen Himmel und schwur mit einem schrecklichen Eide, die Tat an dem Bösewicht zu rächen und die Menschen von diesem Scheusal zu befreien. Edles Fräulein, der Tag naht, da mein Mangold seinen Schwur erfüllen kann. — —“

Die unglückliche Gertrud antwortete nicht, sondern warf sich schluchzend in die Arme der alten Frau.

Täglich erkundigte sich der Raubritter persönlich nach dem Befinden der Gefangenen. In ritterlicher Weise erwies er ihr zarte Artigkeiten, um ihre Gunst zu gewinnen. Bald wars ein duftiger Blumenstrauß, bald ein hübscher Falke, mitunter auch ein kostbares Geschmeide, womit er sie zu erfreuen suchte. Gertrud ließ es geschehen ohne Dank, aber auch, dem Rat der Dienerin folgend, ohne Abweisung, alles in der Erwartung naher Rettung.

Einige Wochen waren vergangen. Die Belagerer der Burg waren so weit wie am ersten Tag. Aber einer hatte in der Felsenfeste Eingang gefunden: der Hunger. Die Lebensmittel darin waren nahezu aufgezehrt. Auch die wildesten Genossen des Raubritters ließen die Köpfe entmutigt hangen. Lähmend und furchterregend wirkte auch auf alle das Gerücht, der Burggeist spuke wieder umher und sei ihrem Herrn blutig und drohend erschienen, was sicher auf Unheil deute.

Eines Abends, als schon des Mondes Silberkahn über die Felsen des Rosensteins hinzog, umschlich Heinrich mit seinem Knappen Konrad heimlich das Raubschloß. Da

hörte er im Wald von ferne etwas wie einen Gesang. „Das wird der alte Klausner sein“, meinte der Knappe; „man sagt, er sei einst ein tapferer Ritter gewesen und durch schweres Leid dahin gebracht worden, der Welt und ihrer Lust zu entsagen.“

Die beiden gingen dem Klang nach, und in der Tiefe des Waldes sahen sie ein Lichtlein schimmern, das ihnen den Weg wies zu einer Hütte, woraus ein gar trauriges Lied ertönte. Heinrich hieß den Knappen warten und trat dann in die Hütte ein.

„Verzeiht mir, wenn ich Euch störe, ehrwürdiger Vater“, redete Heinrich den silberlockigen Greis an; „Euer Lied lockte mich an, und das Licht zeigte mir die Wohnung des Sängers.“ Dabei blickte der Ritter in ein edles Antlitz, in dem, wie ihm deuchte, schwerer Gram tiefe Furchen gezogen hatte.

„Wenn ich nicht irre“, sprach der Alte, „seid Ihr Heinrich von Lauterburg.“

„Ihr habt es erraten, guter Vater.“

„Nun, dann seid mir herzlich willkommen! Eine erfreuliche Nachricht kann ich Euch geben.“

„Von wem?“ fiel Heinrich rasch ein.

„Nun, von Fräulein Gertrud, dem Fräulein von Rechberg.“

„O redet, ehrwürdiger Vater, redet!“

„Seid getrost“, sprach der Greis, „ich will mich kurz fassen, um Eure liebende Ungeduld schnell zu befriedigen. Heute morgen kam zu mir der Torwart vom Rosenstein, der alte Mangold. Er ist ein rechtlicher Mann und haßt den Raubritter und sein Treiben. In der nächsten Nacht wird Hug, vom Hunger getrieben, einen Ausfall machen. Ihr werdet dann die Zugbrücke niedergelassen, das Tor offen und den alten Mangold Eurer harrend finden. So könnt Ihr dann leicht die Burg überrumpeln und einnehmen.“

Freudig und dankbar nahm Heinrich diese Kunde auf und eilte zu den Seinen, um die Gelegenheit zu nützen.

Es wurde Morgen und wieder Nacht. Der Raubritter,

von rasender Leidenschaft zu seiner Gefangenen entbrannt, wollte eher alles opfern, als seine schöne Beute fahren lassen. Daher sollte in dieser Nacht ein Ausfall gemacht werden, um die Belagerer zurückzutreiben und Lebensmittel auf die Burg zu bringen. Hanno von Grimbach sollte zurückbleiben und das gefangene Fräulein auf die Zinnen der Burg führen. Geschähe es dann, daß Hug beim Ausfall ums Leben komme, so sollte Hanno das Fräulein über den Felsen hinabschleudern, um sie nur tot den Siegern zurückzugeben. Dies war der schreckliche Plan des Räubers, und er bereitete alles zur Ausführung vor.

Mitternacht war vorüber. Aus dem Tor des Raubschlosses brachen die wilden Gesellen hervor und wandten sich rasch gegen das Lager ihrer Feinde, um es zu überrumpeln. Aber sie waren noch nicht weit vorgedrungen, als sie von einem gutgeordneten Reitertrupp angegriffen wurden. Der Anführer war Heinrich von Lauterburg. Die jungen Ritter von Rechberg standen mit ihrer Mannschaft näher der Burg und hatten dank der Mithilfe des Torwarts jetzt Gelegenheit, in die von Verteidigern fast ganz entblößte Feste einzudringen. Nur die innere Burg setzte der Erstürmung einigen Widerstand entgegen.

Der Kampf zwischen Heinrichs und Hugs Leuten war erbittert und hartnäckig. Als das Morgenrauen am Himmel heraufzog, entdeckte Heinrichs spähenes Auge im Kampfgewühl endlich den Rosensteiner. „Lange habe ich dich gesucht, elender Schurke!“ rief der Jüngling und spornte das Ross gegen den Bösewicht. Die beiden Streiter führten wütende Hiebe gegeneinander. Vergebens trachtete jeder, dem Feind die Todeswunde beizubringen. Immer vereitelte des andern Gewandtheit die Absicht. Schon fingen beide an zu ermatten. Da traf Heinrichs Blick zufällig die Zinnen der Raubfeste. Himmel! Dort stand seine Braut, die Arme hilfselehend ausstreckend, und neben ihr der schändliche Hanno. Ob diesem Anblick schollen dem jungen Ritter die Adern. Mit unwiderstehlicher Kraft drang er auf den Räuber ein, und mit einer klaffenden Todeswunde stürzte dieser aus dem Sattel.

Jubelnd richtete der Sieger die Augen wieder zur Zinne. Doch welch Gräßliches sollten sie dort schauen! Eben war Hanno im Begriff, sein entseßliches Vorhaben auszuführen. Verzweiflungsvoll klammerte sich die Jungfrau an den Mordgesellen. Doch plötzlich wurde sie von unsichtbaren Händen dem Grausamen entrisßen, und dieser wurde selbst in die grause Tiefe geschleudert, wo seine Glieder an den Felsen zerspitterten.

Fast betäubt vor Schrecken wandte sich Gertrud nach dem unerwarteten Retter um. Ein hoher, in weißes Gewand gehüllter Greis stand vor ihr, nickte ihr freundlich zu und verschwand. Gleich darauf stürmte die Sieger auf die Zinne, und Gertrud lag in den Armen der Brüder.

Wenige Wochen nachher standen Heinrich und Gertrud vor dem Traualtar in der Kapelle auf Burg Rechberg. Als der glückliche Heinrich am folgenden Tag sein schönes Weib auf seine väterliche Burg führte, wo Mangold und die alte Anna ihrer schon harrten, und der Weg sie am Rosenstein vorbeiführte, blickten sie schauernd zu den Trümmern der Raubfeste empor und dankten Gott innig für die Rettung in so schrecklicher Gefahr.

Am nächsten Tag wollten sie den ehrwürdigen Klausner im Rosensteinforsst besuchen. Im Abendstrahl der Hütte nahend sahen sie ihn vor dieser sitzen. Er schien ruhig und friedlich zu schlummern. Heinrich ergriff, ihn sanft zu wecken, seine Hand. Sie war starr und kalt. Wie vor einem Heiligen blieben sie ehrfürchtig stehen und sprachen ein leises Gebet, das Tränen betauten. Sie vergaßen ihre Dankeschuld gegen den edlen Greis nicht und wandelten oft zum Grab, das er neben seiner Hütte gefunden hatte.

Die Beiswanger Kapelle.

Die Ritter von dem Rosenstein,
sie ritten aus beim Sonnenschein,
sie ritten aus mit ihren Knappen,
wenn mit den düstern Nebellappen
die Berge regenschwanger nickten
und in die Ebene finster blickten.

Selbst wenn das Wetter blizt und kracht,
sie ritten aus bei schwarzer Nacht.
Denn immer war der Fang gelungen,
wenn durch die stillen Niederungen
ein Wandersmann, ein Kaufherr zog
und sichere Fahrt die Straße log.
Einst zogen sie an einem Morgen,
noch war die Welt im Schlaf verborgen,
von ihren hohen Felsen aus
zur Ebne nach dem Gotteshaus.
Das hob sich aus den grünen Matten
in einer Linde kühlem Schatten,
als fürchte es, umrankt mit Laub,
von keiner Seite Hohn und Raub.



Kapelle zu Beiswang.

Es hingen an den schmucken Wänden,
gestiftet rings von frommen Händen,
die Weihgeschenke silbern, golden,
Marien dargebracht, der Holden,
dem Gläubigen zur Augenweide,
dem Räuber zur geheimen Freude.
Dahin lenkt sich der Ritter Zug,
so rasch ging nie der Pferde Flug.
Der Boden ist so fest, so trocken,
die goldenen Sonnenstrahlen locken.
Und höhrend spricht die freche Schar:
„Wie ist der Himmel hell und klar,
unendlich wolkenlos und blau!

Maria winkt, die gute Frau,
 dort aus des Kirchleins Glanz verstoßen,
 die Gaben ihrer Gunst zu holen.“
 Ein einzig Silberwölllein helle
 schwebt lächelnd über der Kapelle.
 Die Ritter flügelnd ihren Lauf,
 die kleine Wolke steigt auf,
 erst düftig in der Sonne Licht,
 drauf sich entfaltet Schicht auf Schicht.
 Sie traben an, von Glut ermattet,
 da fühlen sie sich jäh beschattet.
 Die Sonn' ist hin, des Himmels Blau
 läuft über in der Wolken Grau.
 „Was ist's? Noch schreckt uns nie ein Regen!“
 Sie sprengen rüstig an zum Ziele.
 Herab vom Kof, hin geht's zur Diele,
 sie traten zu den Hallen ein,
 des Silbers winkt, des Goldes Schein.
 Die Jungfrau sehn sie in der feuchten
 Gesteine Glanz entgegenleuchten.
 Ausstrecken sie die freche Hand —
 da zuckt es durch die Deckenwand,
 ein greller Blitzstrahl fährt hernieder,
 die goldnen Wände leuchten wider,
 die ganze Wolke rauscht herein,
 ein Regenguß durch Wand und Stein.
 Er schwemmt der wilden Räuber Leichen,
 begleitet von des Donners Streichen,
 fort aus dem Heiligtum mit Macht.
 Da leuchtet neu der Sonne Pracht,
 da lacht das Feld verklärt, erneut,
 die ganze Schöpfung steht erfreut.
 Es wölbt ein sel'ges Himmelsblau
 sich über dem geschirmten Bau.

Geschichtliche Beweise dafür, daß die Rosensteiner den Raubrittern angehört hätten, sind nicht vorhanden.

Das weiße Fräulein.

Ein kleines weißes Fräulein, im Volksmund Schloßfräulein genannt, wandelt oft vom Hochberg auf den Rosenstein und kommt dann bis an das Heubacher Schloß. Niemand getraut sich, die weiße Gestalt anzureden. Die Wanderer führt sie gern auf Irrwege. Auf dem Hochberg ist es überhaupt gar nicht geheuer. Hier tanzen auf der Kietebene, wo im Grafe ein Herenring ist, alle Frei-

tagnacht die Heren. In der Karfreitagnacht halten sie hier ihre Hauptversammlung, wozu sie auf Besen angeritten kommen, um sich dann in Katzen zu verwandeln.

Der feurige Jäger auf dem Rosenstein.

Auf dem Lärmfelsen des Rosensteins zeigte sich früher oft ein feuriger Jäger. Der hatte bei sich einen feurigen Hund und ein Schießgewehr. Wenn er aus dem Walde kam und den Felsen bestieg, rief er beständig: „Ho, ho! ho, ho!“

Die niesende Schlange.

In dem Walde zwischen Heubach und Lauterburg traf ein Glafer aus Heubach öfters eine bunte Otter, die jedesmal dreimal wie ein Mensch nieste. Der Pfarrer, dem er die Geschichte erzählte, riet ihm, wenn die Schlange wieder nieste, „Gott helf dir!“ zu sagen. Das tat er, als sich bald darauf die Schlange wieder zeigte. Als er aber seinen frommen Spruch zum drittenmal gesprochen, schoß die Schlange mit feurigem Leib und gewaltigem Geräusch hervor. Voll Entsetzen sprang der Mann davon. Aber die Schlange eilte ihm nach und rief, sie tue ihm nichts, er solle nur den Schlüsselbund von ihrer Halskette abnehmen, doch nicht mit bloßer Hand. Dann möge er ihr folgen. Sie werde ihm den Weg zu großen Schätzen zeigen und ihn glücklich machen. Aber der erschrockene Mann ließ sich nicht halten, sondern entfloß weiter. Darauf jammerte die Schlange, jetzt müsse sie noch so lange „schweben“, bis jener kleine Eichbaum groß geworden sei und eine Wiege aus seinen Brettern gemacht werde. Durch das erste Kind, das in diese gelegt werde, könne sie dann erlöst werden. Vier Wochen später starb der Mann.

Die Schlange tritt, wie auch Pudel und Kröte, in der Sagenwelt häufig als Hüterin verborgener Schätze auf. (II. Bd. S. 199.)

Der Hahn in der Christnacht.

In Heubach stellte sich einmal in der Christnacht ein Mann an einen Kreuzweg. Als bald sah er einen mächtigen Hahn, der ein ganzes Fuder Heu zog.

Der Hahn spielte bei unsern heidnischen Vorfahren eine große Rolle. Zur Abwehr schädlicher Gewitter und nach der Ernte wurden dem Donar Hähne geopfert. Der Hahn der Heubacher Sage sollte also wohl ein gutes Heujahr ankündigen.

Die Stadt auf dem Hochberg.

Heubach stand ursprünglich auf dem Hochberg, wofür noch Gräben und Mauertrümmer zeugen. Nach Crusius hieß diese Siedlung Hochstatt. Auf einer Stelle des Berges bleibt der Schnee nicht liegen. Hier müssen unterirdische Gewölbe vorhanden sein.

Diese Sage fußt zweifellos auf irrtümlicher Deutung der hallstattzeitlichen Wälle auf dem Hochberg, die einer Volksburg zugehörten. (II. Bd. S. 217.)

Die lederne Brücke.

In uralten Zeiten führte vom Rosenstein eine lederne Brücke auf den Hochberg. Sie war beinahe eine halbe Stunde lang. Auf dem Hochberg lag die alte Stadt Heubach (auf der Haie = Höhe gelegen).

Die Sage von ledernen Brücken zwischen benachbarten, durch eine Schlucht getrennte Burgen oder sonstigen Siedlungen wiederholt sich an vielen Orten.

Die Herrgottstritte.

An einem Felsen des Rosensteins sah man früher den Eindruck eines rechten Fußes; auf dem gegenüberliegenden Scheuelberg zeigte sich deutlich die Tapfe eines linken Fußes. Alte Leute erzählten, daß einst Christus auf der Flucht vor den Juden diese Fußtritte hineingedrückt habe. Das Wasser, das sich darin ansammelte, gebrauchte man für die Augen. Auf Befehl der württembergischen Regierung wurde der „abergläubische Tritt“ 1740 in die Luft gesprengt. Der Fußtritt auf dem Scheuelberg soll dann herausgehauen worden sein.

⊙

14. Gründung der Kolomanskapelle bei Böhmentkirch.

Der hl. Koloman, ein irischer oder schottischer Jerusalem-pilger, wurde 1012 zu Stockerau bei Wien als vermeintlicher Spion vom Volk gemartert und gehängt. Vielsache Wunder veranlaßten seine feierliche Beisetzung in einer Kirche und 1015 seine Übertragung in das Benediktinerstift Melk. Er wurde der Landespatron Österreichs. In Böhmentkirch befand sich eine Reliquie des Heiligen. Da geschah es einst, daß zwei Grafen mit ihren Pferden sich verirrtten. Nach langer Irrwanderung kamen sie nach Böhmentkirch. Zum Dank ließen sie in dem Wald, der heute noch Kolomanswald genannt wird, eine Kapelle zu Ehren des hl. Koloman erbauen. Der Heilige wurde zugleich Schutzpatron der Pferde. Neben der Kapelle wohnte noch im vorigen Jahrhundert ein Einsiedler. Ehemals wurde am Pfingstmontag mit 400 bis 500 Pferden dreimal um die Kapelle geritten. An diesem Tage machten etwa 10 Gemeinden eine Wallfahrt dahin. Der Pfarrer von Böhmentkirch hielt Predigt und Hochamt, wobei die Reliquie des hl. Koloman vor der Kirchthür auf einen Tisch gestellt wurde. Alle, die dem Gottesdienst beiwohnten, gingen daran vorüber und brachten ein Opfer. An demselben Tage fand auch ein vielbesuchter Krämermarkt statt. Nach dem Abbruch der Kapelle (1799) verlor das Fest den alten Glanz, doch wurde noch bis um 1850 ein Pferderitt um das Bild des Heiligen gehalten.

⊙

15. Das Wilde Heer im Kolomanswald.

Im Spätherbst, wenn es im Walde einsam geworden ist und das dürre Laub den Fuß umrauscht, durchzieht der Wilde Jäger mit zahllosem Gefolge den Kolomanswald bei Bartholomä. Wenn weit und breit alles windstill ist, fängt's auf einmal an zu sausen und zu brausen. Jagdrufe, Hörnerklang, Hundegebell und grauisiges Toben

erfüllen die Lüfte. Aus dem gräßlichen Getöse hört man deutlich: „Fuiereschilling, Wachbaken, Fuiereschilling, Wachbaken!“ Der Zug durchrast den ganzen Wald. Die stärksten Bäume legen sich fast auf den Boden, brechen aber nicht. Entsetzten und Grauen packt den Wanderer, der im Walde weilt. Sich mit dem Gesicht auf den Boden legen und schweigen und sich bekreuzen ist das Beste, was er tun kann. Wer stehen bleibt, wird unwiderstehlich mitfortgerissen. Der Wilde Jäger soll ein Ritter gewesen sein, der den Bauern diesen Wald ungerrecht abgenommen habe.

Im Wilden Heer lebt das Totenheer oder Wodansheer (Wuotansheer, Muetesheer; im Schwäbischen manchmal anlautend in für w, z. B. mir statt wir) unserer heidnischen Vorfahren weiter. In christlicher Zeit vollzog sich eine Umgestaltung der Sage vom Wodansheer. Der Volksglaube reihte nun in dieses Totenheer Teufelscharen und Hexen ein, auch Verbrecher, die im Grabe keine Ruhe finden können, dazu mitunter ungetaufte Kinder. Manchmal tritt die Sage aber auch ohne höllische Beigaben auf. So berichten Straßburger Chronisten aus dem Elsaß und Breisgau von 1516, wie das Totenheer mit Trommeln und Pfeifen und Lichtern durch Stadt und Feld gezogen sei. Der eine habe seinen Kopf, der andere sein Getöse, der dritte sein abgehauenes Bein getragen. Zu Freiburg habe eine Frau ihren Mann, der im Kriege umgekommen war, unter dem Totenhaufen gesehen, und da ihm der Kopf auseinanderklaffte, habe sie diesen mit einem Schleier verbunden. — Im Laufe der Zeit hat man mancherorts dem Wilden Jäger eine geschichtliche Person unterlegt, auf welche Weise wohl auch der Ritter in die Kolomanswald-Sage gelangte.

16. Sagen vom Granegggle und Rechberggle.

Ein reicher Sagen- und Märchenkranz schlingt sich um das Granegggle, das einst die Stammburg der Ritter von Graneck trug.

Die feindlichen Brüder.

Ein Ritter auf dem Heldenberggle (Rechberggle) hatte zwei Söhne. Um jedem eine Burg zu hinterlassen, baute er eine solche auf das gegenüberliegende Granegggle und verband beide Burgen durch eine lederne Brücke. Nach des Vaters Tod gerieten die beiden Brüder miteinander in Zank und Streit. Jeder tat dem andern viel Schaden

und Leid an. Nun geschah es, daß der vom Granegggle bei einer Jagd ins Tal herabkam und allda eine junge Schäferin sah, die er gar lieb gewann. Hinfüro schritt der Ritter alle Tage fürbaß ins Tal hinab und immer kam er an der Schäferin vorbei. Nicht lange stund es an, so nahm er sie zu seinem Ehelieb. Der Brautzug aufs Granegggle ging nächtllicherweise vor sich. Plötzlich brach der Bruder vom Heldenberggle mit seinen Knappen aus einer Klinge hervor, überfiel den Zug und hob Braut und Hochzeitgäste in seiner Burg auf. Darüber grämte der beraubte Bruder sich über alle Maßen, und er sann alle Tage und Stunden auf Rache, sintemalen der drüben sich täglich mit seiner Beute vor den Zingeln der Burg aufstellte und ihn höhnte. Einmal schaute er wieder hinüber und der andere herüber. Da spannten alle zwei den Bogen, und im selben Augenblick fielen beide tödlich getroffen nieder.

Feindliche Brüder als Herren benachbarter Burgen bilden einen häufig wiederkehrenden deutschen Sagenzug.

Das goldne Kegelspiel.

Ein Ritter vom Granegggle hatte zum Spiel Kegel und Kugeln aus lauterem Gold. War ein Fest auf der Burg oder weilten vornehme Gäste auf ihr, so wurde mit den goldenen Kegeln gespielt. Vor der Zerstörung der Burg durch die Feinde gelang es noch, das goldene Kegelspiel zu vergraben. Noch jetzt liegt es im Berge drinnen. Wenn aber Blitze den Berg umzucken und Donnerschläge die Geister in ihm wecken, oder wenn ein Regenbogen sich über das Haupt des Berges spannt, dann kommen die Kegel hervor und funkeln wunderbar von den weißen Felseninnen herab. Man hat sie schon oft gesehen.

Sagen von goldnen Kegelspielen kommen in Süddeutschland und der Schweiz mancherorts vor. So sieht im Lauratal bei Weingarten ein Geist, die Gräfin Laura, die alle Nacht von 12—1 Uhr mit goldnen und silbernen Kegeln spielt. Die heidnischen Germanen betrieben eifrig das Kegelspiel. Als Kegel benützten sie die Unterschenkelknochen von Koffen, die an den Wodans- und Donarsfesten geopfert worden waren. Besonders eifrig wurde dem Kegelspiel an dem großen Donarsfeste der

Frühlingszeit gehuldigt. Die verzauberten goldnen Kegelspiele stehen also wohl in Beziehung zum germanischen Gewittergott Donar, der den Hammer als Waffe führt, gegen Riesen und Dämonen kämpft und im Rollen des Donners sich vernehmen läßt.

Der stumme Zwerg.

Am einem Herbstabend sammelte ein Weib auf dem Graneggle Kräuter und Altichbeeren. Da sieht sie oben auf dem Berg einen Buben herumwandeln von gar seltenem Aussehen und ganz sonderbarer Kleidung. Sie denkt bei sich, was doch der Knabe noch so spät da oben zu schaffen habe, und meint, er hätte sich verirrt. Sie ging vollends hinauf. Da sah sie, daß er ein graues Mäntelchen mit einem dreieckigen Stern auf der Brust, eine mit Kofshaaren umwundene Soldatenmütze und eiserne Schuhe trug. Sein Gesicht konnte das Weib nicht recht sehen, scheute sich auch, ihn recht anzusehen. Endlich faßte sie Mut, ihn zu fragen, woher er komme. Statt der Antwort deutete der Knabe mit dem Finger auf eine Öffnung des Berges. Aus Angst eilte das Weib den Abhang hinunter, sah aber den Zwerg auf einmal wieder vor sich stehen. Er reichte ihr etwas hin, das sie nicht kannte. Es war ein Ding wie eine Kaffeeschale. Sie nahm es nicht, sondern lief wieder davon. Am Fuße des Berges guckte sie nochmal hinauf. Da sah sie oben auf dem Berg etwas wie ein Johannisfeuer, das aber nach wenigen Augenblicken wie weggeblasen war. Seither sah man den Zwerg nie mehr.

Der Holzbrockeler.

In verschiedener Gestalt tritt dieser böse Geist auf. Das einmal rast er daher auf schäumendem Rof und ängstigt den Wanderer mit höhnischem Drohen; ein andermal geistert er mit kohlschwarzen Rappen unter Sturmgebraus und Hundegebell über die Wipfel der Bäume hin, besonders in heiligen Zeiten. Mitunter setzt er sich auch einem nächtlichen Wanderer zentnerschwer auf den Rücken, so daß dieser schweißtriefend auf der Höhe anlangt.

Einmal weidete ein Schäfer mit seiner Herde ums Graneggle. Da sah er plötzlich einen Reiter auf geflecktem Rofse, einen hohen, vornehmen Herrn. Der Schäfer wunderte sich, wie der Reiter so steile Hänge umreiten könne. Er verneigte sich tief vor ihm und fragte, wo er noch in der Dämmerstunde hinreiten wolle. Der Reiter aber redete nichts, streckte jedoch dem Schäfer mit der linken Hand ein weißes Paketchen hin und nickte ihm zu, es zu nehmen. Das Paketchen war aber so grausig schwer, daß der Schäfer es mit beiden Händen kaum zu tragen vermochte. Er ging damit bergabwärts, seinen Schafen zu. Als er nach dem sonderbaren Reiter nochmals umguckte, sah er nichts mehr von ihm. Am Fuße des Berges aber trat auf ihn ein uralter Mann mit ellenlangem Kinnbart zu und schrie ihn mit greulicher Stimme an: „Gib mir mein Paketchen wieder!“ Der Schäfer wollte nicht recht, aber die Gestalt des Alten verwandelte sich im Nu in tausend Schreckbilder. Dem Schäfer gruselte es, er gab das Paketchen her, und die Schreckgestalten verschwanden. Es war die siebte Stunde abends.

Der Holzbrockeler wird auch mit dem einstigen Ortstyrannen Hauptmann v. Roth, † 1621, in Verbindung gebracht. (II. Bd. S. 226. Eine weitere Sage S. 199.)

⊗

17. Das Renninger Kirchbrunnlein.

Zu Renningen vor der Kirche, da steht ein Lindenbaum, ein Brunnlein drunter fließet, umkränzt vom Häusersaum. So liegt es eingebettet in steile Bergeshöhn, ein Fleckchen wonnig friedlich, einladend hinzugehn. Einstmals ein grüner Anger bedeckt des Tales Rund, und wo das Brunnlein rinnet, ein Quell entsprang dem Grund. Es war die Zeit der Räuber, die Ritter sich genannt, die plünderten gar schändlich im weiten deutschen Land. Ein Kaufherr zog vorüber an Graneggs stolzem Schloß mit vielen Wagen, Knechten, er selbst hochauf zu Rof. Die Ritter überfielen den reichen Handelszug. Die Knechte wacker wehrten, ein jeder tapfer schlug. Nach heißem Kampfe endlich, dort, wo die Quelle klar, im Tale hat gesieget des Kaufherrn treue Schar.

Zum Danke ward erbauet beim blutigen Quellengrund,
ein liebliches Kapellchen, verehrt in weiter Rund.
Es ist zwar längst zerfallen, der Kirche gab es Raum,
doch sprudelt noch die Quelle im Bronn beim Lindenbaum.

Agidius Schweizer.

18. Das Galgenbrünnlein bei Geislingen.

Horch, was kommt dahergezogen
aus dem engen Thor?
Traurig ernst mit dumpfem Murmeln
drängt es sich hervor.
Totenbleich in ihrer Mitten
kommt ein Sünder hergeschritten.

An dem Plaze des Gerichtes
ist man angelangt,
wo er kurze Zeit zur Rede
flehenlich verlangt.
Und man fühlet noch Erbarmen
und gewähret sie dem Armen.

Und mit wehmutsvoller Stimme
also er beginnt:
„Wie ein Strom im dürrn Sande
schmählich oft verrinnt,
so verrinnet auch mein Leben,
das mir Freude nie gegeben.“

Unrecht habt ihr mich gerichtet,
schuldlos ist dies Herz.
Drum, wenn die befreite Seele
flieget himmelwärts,
so entströme klar und helle
diesem Felsen eine Quelle.“

Spricht's und sinket unterm Schwerte
und der Henker fragt:
„Richter, hab' ich recht gerichtet?“
Aber, eh' er's sagt,
sieh, da rieselt klar und helle
aus dem Felsen eine Quelle.

Und das Volk erblaßt und betet,
und der Richter spricht:
„Herr, mein Gott, wie ich gerichtet,
richte du mich nicht!“
Und noch heute strömet helle
aus dem Felsen eine Quelle.

Gustav Holbach.

19. Sagen von Degenfeld.

Die sprechenden Kinder.

In der hl. Christnacht sprechen, wie eine Degenfelder Sage berichtet, von 11—12 Uhr die Kinder im Stalle. Einmal schlich in dieser Stunde ein Bauer an seine Stalltür, um zu lauschen. Da hörte er wirklich die Kühe und die Ochsen reden. Ein Zugochose sagte zum andern: „Ehe wieder Weihnachten kommt, werden wir den Bauern auf den Kirchhof geführt haben.“ Gleich nach den Feiertagen verkaufte der Bauer die beiden Ochsen an einen Fremden. Dem Nachbar, der auch Liebhaber war, überließ er sie nicht. Dieser aber erwarb sie von dem Fremden, und als bald hernach der betreffende Bauer starb, wurden in Ermanglung von Pferden diese Ochsen an den Wagen gespannt, der den Sarg mit der Leiche zum Kirchhof brachte.

Die Sage, vom tieffühlenden Herzen des Volkes geprägt, läßt vielfach auch bei Tieren, ja selbst bei Pflanzen und leblosen Wesen in der geheimnisreichen hl. Nacht wunderbare Dinge geschehen. Bei manchen solchen Sagen mag heidnisches und Christliches ineinanderschwimmen, da schon unsern heidnischen Vorfahren der Tag, an dem wir Weihnachten feiern, heilig war; denn er gehörte zu ihrem höchsten Feste, dem Julfest (Jubelfest), das Ende Dezember und Anfang Januar, zur Zeit der Winter Sonnenwende, 12 Tage und Nächte hindurch gefeiert wurde. (Vgl. Nr. 13 „Der Hahn in der Christnacht“.)

Der Geist auf dem Furtlepaß.

Es ist noch nicht lange her, da trieb auf dem Furtlepaß ein Geist, der Zumpenmann, sein Unwesen. In mancherlei Gestalt sah man ihn: als Tier, das einem Kalbe glich, als Wanderer mit einer Laterne am Hals, der ungebärdig durch Wiesen und Felder tollte, als Reiter, der wild vorüberausste, als Fuhrmann auf einem von vier schönen Rappen gezogenen Wagen mit feurigen Rädern. Manchmal kam er auf dem Wagen vom Bernhardus herunter. Oft ging sein Weg von den Furtlachen über das Kalte Feid. Auch in Ruppertstetten wurde er oft gesehen. Gefürchtet war der Geist nicht sonderlich, da er niemand etwas zuleide tat.

Warum man die Degensfelder „Huseldumme“ heißt.

Ein regenreicher Sommer beschert den Üblern ein gutes Jahr; denn da bringen die trockenen Wiesen und Felder reichen Ertrag. In einem solchen fruchtbaren Sommer sprieken selbst aus den Mauerfugen des Kirchturms zu Degensfeld saftige Grasbüschel hervor. Als sparsame Leute wollten die Degensfelder auch diesen Segen nicht zugrunde gehen lassen. Drum zogen sie an einem Seil einen Husel (Kalb) am Turme empor. „Er langt schon darnach!“ schrieten einige, als der Husel, der sich mit dem Halsseil allzueng verbunden fühlte, unmanierlich die Zunge herausstreckte. Aber das Gras am Turme nahm nicht ab, wohl aber das Lebenslicht des Husels. Tot kehrte er nach so ungeahntem Aufstieg zu seinen Degensfeldern zurück, die von schadenfrohen Nachbarorten seitdem die „Huseldummen“ genannt werden. Sie sind aber so helle, Scherze scherzhaft aufzunehmen.



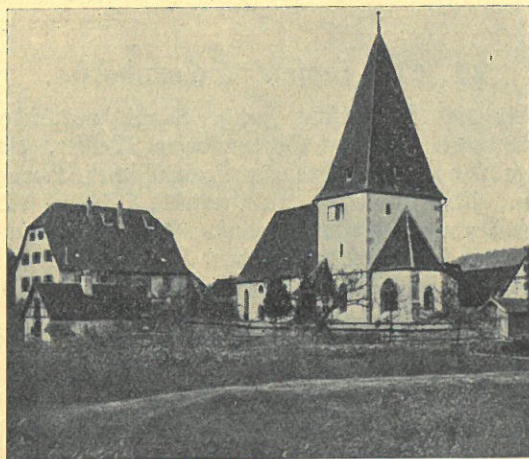
20. Sagen aus Täferrot.

Das Holgenoferle.

Im Stiftungswald von Täferrot hat man schon oft eine schöne Frau in schneeweißem Gewand und Schleier erblickt. Stumm und ohne Gebärde wandelt sie dahin. Sie würdigt die Menschen, die ihr begegnen, keines Blickes, fügt aber auch niemand ein Leid zu. Die alten Leute im Dorfe haben sie noch oft gesehen und schon als Kind viel von dieser weißen Frau, das Holgenoferle genannt, erzählen hören.

Der Namen Holgenoferle bedeutet zweifellos „heiliges Afsale“. Der hl. Afsa war nicht nur die Ortskirche geweiht, sondern sie hat sich auch in dem Dorfnamen einlogiert. Sie war im Sprengel des Bistums Augsburg, dem auch Täferrot in katholischer Zeit angehörte, besonders volkstümlich, da sie in Augsburg den Martertod erlitten hatte (im 4. Jahrh.) Sicherlich hatte die weiße Geisterfrau ursprünglich mit dieser Heiligen nichts gemein. Vermutlich hat sich erst nach

Einführung der Reformation, wo im Dorfe die Verehrung der Kirchenpatronin aufhörte und deren Person nach und nach in sagenhafter Ueberlieferung verschwamm, der Name Afsa mit der weißen Waldfrau verbunden.



Afsakirche zu Täferrot

Der Schimmelreiter.

Auf der „Schwarzen Wiese“, zwischen Täferrot und Lindach gelegen, ist um Mitternacht häufig ein Reiter ohne Kopf zu sehen. Auf einem Schimmel kommt er dahergerast. Kaum hat man ihn erblickt, ist er auch schon verschwunden.

Ein Reiter ohne Kopf weist entweder auf Enthauptung hin (Der Postmichel von Ehlingen) oder darauf, daß der Tote keine Ruhe findet.

Im Geisterbann.

Auf dem Weg von Täferrot nach Leinzell kommt unweit der Ölmühle eine Stelle, wo die Pferde der Fuhrwerke oft plötzlich stehen bleiben. Kein Zuruf und keine Peitschenhiebe bringen sie von der Stelle. Eine unsicht-

bare Macht bannt sie an diesen Ort, der samt der Umgebung vom Volksmund „Siehdefür“ benannt ist. Nach einigen Minuten ist der Bann gebrochen, und von selbst gehen dann die Pferde weiter.



21. Der tapfere Schorndorfer.

Soweit die schwäbische Zunge klingt, verkündet man den Ruhm der mutigen Schorndorfer Weiber, die 1688 ihre Stadt vor den Greueln französischer Horden bewahrten. Aber auch die Männerwelt Schorndorfs weist viele heldenhafte Gestalten auf. Zu ihnen zählt der Landsknecht Hertägen, über den M. Crusius in seiner Schwäb. Chronik berichtet. Geschichte und Sage werden sich wohl in die Taten dieses wackeren Haudegen teilen.

Hertägen kämpfte 1532 unter seinem berühmten Landsmann Schertlin gegen die Türken. Seine Kriegskameraden hatten ihm, wohl seiner besonderen Lebenseinstellung wegen, den Beinamen „Faulpelz“ zugelegt. Nach schweren Kämpfen hatte einst seine Truppe unweit Eobersdorf Rasttag. Da gab es nun für die Landsknechte bei Trunk und Sang und Würfelspiel lustige Stunden. Im Übermut der feuchtfröhlichen Stimmung wurde unser Schorndorfer damit geneckt, daß ihm der Mut fehle, sich allein vor das Lager hinauszuwagen. In diesem aber war mit jedem Becher Wein der Held gewachsen, und so ließ er sich nicht lange foppen, sondern torkelte zum Lager hinaus und vor bis in die Nähe des feindlichen Verstecks. Da kam ihm dann doch der Dämmer, daß seine Lage bedrohlich sei, und darum taumelte er, freilich in bedenklichen Kurven, zum Lager zurück. Als aber der Vorposten ihn anrief, fiel seinem umnebelten Kopf die Parole ums Leben nicht mehr ein. Alle seine Versicherungen, daß er ein guter Soldat des Kaisers und der allbekannte Schorndorfer Faulpelz sei, halfen nichts. Der Posten ließ sich nicht erweichen, und so blieb unserem Schorndorfer nichts anderes übrig, als vor dem Lager draußen sein Käufschlein

auszuschlafen. Aber die Türken hatten ihn gerochen, und schon stürmten einige Krummsäbel auf ihn ein. Doch unser wackerer Schwabe „forcht sich nit“. Er zog sein Schwert und drohete grimmig auf die Halbmonder ein. Die Ernte war nicht schlecht; denn als am andern Morgen seine Gefellen nach ihm Ausschau hielten, fanden sie nicht bloß ihren vermischten Faulpelz wieder, sondern daneben auch 9 niedergemezelte Türken, alle schön nach der Größe gelegt. Nun aber brach Hertägens Mut über seine Kameraden herein. Mit echt schwäbischer Klosigkeit schalt er sie elende Verräter und Feiglinge, die ihn schmählich in so schlimme Lage gebracht und niederträchtig im Stiche gelassen hätten. Und erst dann besänftigte er sich, als er dem Rädelsführer auf die Breitseite seines Daseins mit den Fäusten einen kräftigen Gedentspruch geschrieben hatte. Als dem Kaiser der Schwabenstreich des Schorndorfers zu Ohren kam, freute er sich nicht wenig, einen solch heldenhaften Landsknecht zu besitzen, und er wollte ihn sofort zum Ritter schlagen. Aber unser biederer Hertägen wollte davon nichts wissen, da er, wie er meinte, diese Ehre doch nicht zu gebrauchen wüßte. Seine Kriegskameraden aber spotteten, daß er bloß deshalb so viele Feinde kalt gemacht habe, weil er zu faul gewesen sei, im Dreinschlagen aufzuhören.



22. Der Herentanz auf der Schönhardtter Heide.

Die alten Leute von Schönhardt erzählten viel vom Herentanz auf der Heide, aber die jüngeren wollten so etwas nicht glauben und lachten darüber. Vorab tat das ein früherer Feldschütz, ein heller Kopf und waghalsiger Mann. Da aber die Alten zu seinen Reden bedenklich die Köpfe schüttelten, so begab er sich in der kommenden Nacht leibhaftig auf den Herentanzplatz und wartete da bis Mitternacht. Es kam, wie er gedacht: nichts war zu sehen, nichts zu hören. Am nächsten Tag machte er nochmals diese Runde. Unter klarem Sternenhimmel erwartete

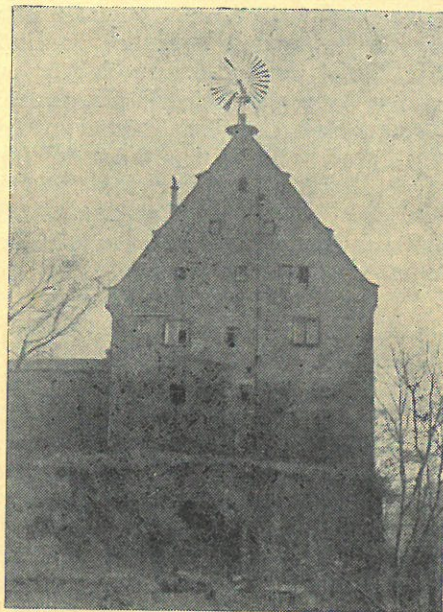
er wiederum die Geisterstunde. Da, als es 12 Uhr schlug, ging ein wildes Johlen und Musizieren los, und neben ihm standen plötzlich eine hagere, bocksnafige Weibsgestalt in schwarzem Reifrock und ein dürrer, langbeiniger Mann in langem schwarzem Rock und hohem Hut. Diese würgten, krazten und schlugen den Feldschützen und nahmen unter entsetzlichem Blitzen und Donnern ihn mit in die Luft, um ihn dann an einem Waldrand wieder auf den Boden zu setzen. Verstört und todmüde kam er heim. Den Herentanz wollte er von da an nicht mehr sehen.



23. Geisterfagen.

Zu den schon angeführten Geisterfagen kommt noch eine Menge anderer. In der Wettentlinge bei Nutlangen erscheint um Mitternacht ein wilder, riesiger Reiter auf weißem Ross, begleitet von einer Meute kläffender Hunde: es ist der Klingentreiter. Geht man in der Geisterstunde von Winzingen nach Reichenbach, so begegnet man auf der Sule einem Ochsen, der Feuer speit. Wie es der Geist treibt, der beim Birchofer Schafhaus, unweit Reichenbach gelegen, die nächtlichen Wanderer schreckt, wissen die Schäfer am besten, die von ihm schon oft mit Holzstücken beworfen worden sind. Zwischen dem Birchof und dem Paradieskreuz beim Ramsberg spukt ein weiterer Geist, der sich aber manierlich beträgt und sein nächtliches Wandeln stets beendet, sobald morgens die Weglocke ertönt. In der Umgebung des Ramsbergs blüht überhaupt die Sage besonders üppig. Am Wegkreuz zwischen Hussenhofen und Herlikofen hört man um Mitternacht ein herzerweichendes Jammern und Klagen, und wenn es geendigt hat, so sieht man ein Lichtlein, das zagend von einem Marktstein zum andern schwirrt. Bei Unterbettringen wandelt im Mondschein die Kränzlesjungfer mit klagenden Gebärden durch die Fluren. Bei Oberbettringen raft der kopflose Schimmelreiter durch die Felder, und der Süglingsgeist führt den Wanderer irre. Das Mental bei Bartholomä

wird bei Nacht vom jammernden Mentalweible durchgeistert. Um die altersgrauen Mauern des Wäscherschloßchens wandelt im Mondlicht die Weiße Frau. Im Kohlholz bei Schönhardt ist schon oft den Leuten ein flottes Jäger mit Bocksfüßen begegnet: der Kohlmann. Die



Schloß Ramsberg

Holzdiebe führt er irre und bewirft sie mit Tannzapfen. Braven Leuten aber steht er bei, wenn sie der Hilfe bedürfen, so manchen Bauern, deren Fuhrwerk am steilen Waldhang nicht mehr weiter kommt, und alten, schwachen Weiblein, die ihr Reißigbündel nicht auf den Rücken nehmen können.



24. Kreuzsteinsagen.

Wie Fragen und Sagen aus längst entschwundener Zeit erscheinen der Gegenwart die niedern und plumpen, oft in den Boden tief eingesunkenen Steine in Kreuzesform, die man mancherorts an Straßen und Fußpfaden, in Wäldern und auf Heiden, am Flußufer und im Gebüsch findet. Beschaut man sie näher, so entdeckt man mitunter Risse, Rillen und Furchen, die sich zu Bildern von Mordgeräten formen (Dolch, Messer, Beil, Schwert, Lanze, Armbrust, Knüttel); doch kommen auch Pflugschar, Spaten, Rad, Wappen, Kreuz, Kelch, Anker, menschliche und tierische Figuren, sowie Inschriften vor. Was bedeuten diese altersgrauen, rätselhaften Gestalten? fragt unwillkürlich der vorübergehende Wanderer. Die Antwort lautet im allgemeinen: Es sind gewöhnlich Sühnemale, die den Ort kennzeichnen, wo ein Totschlag oder Mord verübt worden ist, und den Vorübergehenden zum Gebete für den mahnen, der so jäh aus dem Leben scheiden mußte. So ward im Altwürttembergischen bis 1530 den Mördern zu den anderen Strafen hin auferlegt, 30 Seelenmessen für den Ermordeten lesen zu lassen und ihm ein Steinkreuz zu setzen, und in 76 Totschlagsühnen des bischöflichen Gerichts zu Eichstädt aus der Zeit von 1465—1587 wird 63mal die Aufstellung eines steinernen Kreuzes verlangt. Mitunter erinnern die Kreuzsteine auch an einen Unglücksfall oder einen jähen natürlichen Tod. Dieser Bedeutungen gedenkend, wird uns beim Anblick eines Kreuzsteins zu Mute, als vernähmen wir das Stöhnen und Wimmern eines mit dem Tode ringenden Menschenherzens und das Wehklagen der Hinterbliebenen.

Regennaß, verwittert, grau,
warnend mußt du tragen
schwere Sündensühn zur Schau
schon seit alten Tagen.
Noch im Sterben zitterst du,
eh' dein Stein zu Staub zergeht:
Sündenschuld kommt nie zur Ruh',
wenn mich gleich der Wind verweht!

X. Degefer.

Ein Teil der Kreuzsteine geht bis ins 13. Jahrhundert zurück. Die jüngsten gehören dem Anfang des 19. Jahrhunderts an.

Die Volkslage hat sich natürlich mit diesen uralten Kreuzen viel beschäftigt. Da man meist die Formen und eingehauenen Zeichen nicht mehr zu deuten verstand, knüpfte man allerlei Sagen und Vermutungen an die alten Male. Häufig werden sie auch mit allerlei geheimnisvollen Namen bezeichnet: Schweden-, Franzosen-, Pestkreuze. Wo zwei leere Kreuze nicht fern voneinander stehen, werden sie sogar als Endpunkte eines Massengrabs angesehen. Gerne werden sie der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zugeschoben, daher auch in vielen Gegenden der Name „Schwedentkrenz“. Auch als Hagel- oder Wetterkreuz werden sie oft gedeutet. Eine andre Volkserklärung will sie als Marksteine auffassen, wohl deshalb, weil sie häufig an Kreuzwegen stehen.

Die Gmünder Gegend ist mit Kreuzsteinen ungewöhnlich reich bedacht. Verfasser hat bis jetzt 17 ermittelt. Sie waren mit wenig Ausnahmen im einschlägigen Schrifttum nicht vermerkt.

Wie überall, so hat auch bei uns die Sage ihre Ranken um diese eigenartigen Denkmale gewunden. All die folgenden Sagen, die von den Kreuzsteinen bei Treffelhausen und Adelsberg allein ausgenommen, sind vom Verfasser dem Volksmund entnommen worden.

Ein hübscher Kreuzstein befindet sich an der Straße nach Hussenhofen beim ersten Remswehr. Die eingemeißelte Jahreszahl 1241 stammt, wie schon die Formen der Ziffern beweisen, aus späterer Zeit, wohl aus dem 18. Jahrhundert. Das gotische Gepräge des Denkmals weist ihm aber ein Alter von über 400 Jahren zu. Wo es steht, da lauerte nach der Sage einst ein Raubritter vom Rosenstein auf einen heimkehrenden Kaufmann. Schon sieht der Kaufmann im Mondenlicht die Türme und Zinnen seiner Vaterstadt und gibt in freudiger Erwartung des Wiedersehens dem matten Köhlein die Sporen: da bricht der Schnapphahn aus dem Dickicht hervor und

stößt mit wohlgezieltem Lanzenstich das Pferd nieder. Der Kaufmann setzt sich zur Wehr. Ein Kampf auf Leben und Tod! Ein Schrei, ein Köcheln — blutend und sterbend sinkt der Kaufmann nieder, und hohnlachend und fluchend wirft der Mörder den Leichnam in die Rems. Das erstellte Kreuz sollte die schwere Missetat



Kreuzstein an der Straße nach Hussenhofen

den kommenden Zeiten überliefern und den Wanderer zum Gebet für den Toten mahnen. (II. Bd. S. 97.)

Von schwarzer Tat berichtet auch der Kreuzstein bei Täferrot. Hier trafen einst zwei Förster zusammen, zwei grimme Feinde, die sich längst Rache geschworen. Sie sehen sich. Der alte Haß flammt auf. Es kommt zu bitterm Streit. Die Arme und die Flinten heben sich.

Zwei Schüsse trachen, und beide Widerparte liegen im Todesröcheln auf dem Boden.

Unweit Spraitbach, wo eine alte Linde ihr schattig Dach über ein Wegkreuz spannt, breitet hart neben der Straße ebenfalls ein Kreuzstein seine Arme aus. Ein herzförmiges Bild, noch deutlich erkennbar, ist in die Vorder- und auch in die Rückseite eingehauen. Aber von Liebe weiß der Stein nichts zu berichten, sondern von Not und Tod. Es war im Dreißigjährigen Krieg, wo die Bauern kein Zugvieh und kein Saatkorn mehr hatten und die Felder jahrelang brach lagen, so daß man das Brot nur noch dem Namen nach kannte. Da wanderte ein armer Mann im Dämmer des Abends des Wegs dahin. Das Elend sprach aus seinem hohlwangigen Gesicht, doch war er an diesem Tage glücklich, überglücklich: denn ein Vetter, dessen abgelegenes Haus der Plünderung durch die raubenden Kriegshorden entgangen war, hatte ihm einen Laib Brot geschenkt. Wie wird seinen halbverhungerten Kindern diese Gabe munden! Ein anderer Mann, der eine Art in der Hand trug, schloß sich ihm als Begleiter an, und diesem vertraut er an, daß er Brot, einen ganzen Laib Brot, in seiner Tasche trage. Plötzlich faust die Art auf sein Haupt nieder. Verblutend liegt er da, und der Mörder entreißt den erstarrenden Händen den Brotlaib und entflieht. Die blutige Art läßt er zurück. Man hat sie dann unter dem Kreuzstein, den man an der Mordstelle errichtete, in den Boden eingegraben.

Im Hagenbuch weist die gleiche Dorfmarkung einen zweiten Kreuzstein auf. Nach der Überlieferung hat hier ein Wanderer unter Mörderhand geendet.

Ein besonders gut erhaltener Kreuzstein steht im Bauernhölzchen, da wo der Fahrweg an den Garten des Klosterhofs stößt. Von ihm geht die Sage, daß hier vor 700 Jahren ein Ritter im Zweikampf gefallen sei. Vielleicht ist das wappenschildähnliche Relief auf einen Ritter gedeutet worden.

Schwere Gebrechen des Alters zeigt der Kreuzstein, der unweit der Straße von Mutlangen zum Spähen-

tann steht, etwa 50 m links von der Straßenhütte auf der Wasserscheide zwischen Rems und Lein. Auf ihn wird folgende Angabe in Grimms Chronik bezogen: „Als im Schmalkaldischen Krieg 1546 nach der Einnahme Gmünds die Hessen nach Hall zogen, brach in Mutlangen ein Soldat durch das Dach in die verschlossene Kirche ein und entwendete das hochwürdigste Gut. Beim Birkenbusch fiel er durch Gottes besonderes Verhängnis vom Pferd und brach beide Beine. Nachdem er seine Missetat bekannt hatte, schickte er das hl. Sakrament wiederum zurück.“

Beim Kreuzstein bei der Schönhardter Kapelle sollen im Spanischen Erbfolgekrieg (1701—1714) mehrere gefallene Krieger ihr Grab gefunden haben. Unmöglich ist das nicht, da es in genanntem Krieg bei Schönhardt zu mehreren Scharmücheln zwischen Franzosen und Österreichern kam.

Der Kreuzstein zwischen Waldstetten und Unterbettringen führt den Namen Schwedentkreuz. Man hat bei ihm schon Grabungen vorgenommen, aber weder ein Schwede noch sonst ein Überrest kam zum Vorschein. So bleibt das Geheimnis dieses Steines wohl in Dunkel gehüllt.

Von Liebe, Eifersucht und Totschlag erzählt der Kreuzstein beim Jadenhof im Ottenbacher Tälchen. Zwei Bauernburschen sollen hier bei einer Schlägerei, in der sich Eifersucht austobte, tot auf dem Plaze geblieben sein.

Beim Kreuzstein am Fußweg von Reichenbach nach Donzdorf soll ein Bauer einen Schäfer erschlagen haben.

Bei Treffelhausen stehen auf dem Felde in einer Entfernung von 20 Schritten zwei Kreuzsteine. An sie knüpft sich die Sage, daß hier ein Schwede und ein Franzose einen Zweikampf ausgefochten hätten, wobei der eine tot auf dem Plaze geblieben wäre, während der andere, tödlich verwundet, noch 20 Schritte fortgerannt und dann entseelt niedergesunken sei. (Die Sage fußt also in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.)

Der Kreuzstein an der Klostermauer zu Adelberg erzählt, daß hier zwei Bettelbuben einander erstochen hätten, weil im Pfarrhaus der eine mit einem weißen,

der andere mit einem schwarzen Stück Brot bedacht worden war.

Ein besonders eigenartiger Kreuzstein hält sich bei der Dreifaltigkeitskapelle im Ufergebüsch des Waldstetter Baches verborgen. Ein Seitenarm ist fast ganz abgebrockelt. Allerlei Bildwerk ist in den Längsbalken eingemeißelt: eine Figur des Gekreuzigten mit schmerzvoll verrenkten Beinen, ein Spaten oder Wappenschild, ein Hirsch. Geschichte und Sage wissen von diesem Denkstein nichts zu melden. Dasselbe gilt von den Kreuzsteinen bei Börtlingen, bei Rechberghausen, beim Mönshof und an der alten Steigstraße zwischen Leinroden und Ubtzgmünd.

Die alten Kreuzsteine zu erhalten und zu schützen ist Pflicht jedes Heimatsfreundes. Sie sind von unsern Vorfahren als Denk- und Mahnzeichen für die Enkel und Enkelkinder errichtet worden. Schon deshalb ist es eine Roheit und Torheit, sie wegzuschaffen, zu verstümmeln oder zu vernichten. Zudem geben sie ihrer Umgebung eine leise Poesie, die in längst erstorbenen Stimmen zu uns redet. Sie sind ein Erbgut, das vollen Schutz verdient.

☉

25. Sagenhafte Siedlungen und Anlagen.

Die Salvatorhöhle,

die zur untern Kapelle der Kirche umgewandelt worden ist, soll den ersten Christen der Gegend in Zeiten der Verfolgung durch die Heiden als Zufluchtsort gedient haben. Eine unechte, auf haltloser Vermutung beruhende Sage. (II. Bd. S. 41.)

Nach dem Chronisten Vogt stand da, wo sich jetzt der Schirenhof befindet, die **Ezelburg**,

in andern Schriften Heselburg, von Crusius Eizelburg genannt. Um 1660 hat man nach Vogt die Grundmauern der Burg ausgegraben. Urkundlich ist diese Burg nicht zu erweisen. Man hat wohl die Römerkastelle für eine Burgruine gehalten. Die Grabungen in neuerer

Zeit haben keinen Anhaltspunkt dafür ergeben, daß, wie es mitunter geschah, an Stelle einer römischen Befestigung später eine mittelalterliche getreten wäre.

Wo die Vogelhöfe, einst Besitz der Jäger von Jägersberg, stehen, soll sich einst

die Burg Stelwang

erhoben haben. Auch hiefür fehlen geschichtliche Zeugnisse. Die burggrabenähnliche Vertiefung unterhalb des untern Vogelhofs rührt von Steinbrüchen her, die zum Bau der Remstalbahn ausgebeutet wurden.

Auch eine **Burg Wolfstal**, von der einige Chronisten fabulieren, hat es nie gegeben. (I. Bd. S. 16.)

Auf dem Hochberg stand nach Crusius einst eine Stadt, **Hochstadt** genannt. (Siehe S. 50.)

Auch die Annahme einer **mächtigen Ritterburg auf dem Rechbergle** wird wohl nur auf irrige Deutung von vorgeschichtlichen Befestigungsanlagen zurückgehen. (II. Bd. S. 196.)

Bei dem sagenhaften Dorf

Buidingen

bei Degenfeld mögen natürliche Felsgebilde mit Menschenwerk verwechselt worden sein.

In Hürbelsbach bei Donzdorf, das schon im 8. Jahrhundert urkundlich auftritt, steht neben einem herrschaftlichen Jägerhaus auch eine spätgotische Kapelle zum hl. Lorenz. Nach dem Volksmund ist sie die Nachfolgerin einer weit ältern

St. Laurentiustapelle,

die eines der ersten Gotteshäuser der Gegend und anfänglich das einzige Kirchlein des Lautertals gewesen sein soll. Als im Dreißigjährigen Krieg, näherhin im Jahre 1637, die Pest in Smünd täglich 30—40 Todesopfer forderte und viele Dörfer in Friedhöfe verwandelte, da

war in dem fast ausgestorbenen Donzdorf kein Priester mehr am Leben; aber den Geistlichen von Hürbelsbach hatte die mörderische Seuche verschont. So wurde dieser der einzige Seelenhirte für die Umgebung.

Unweit Iggingen sollen sich einst die Weiler

Airtighofen und Edelweiler

befunden haben. Gleichnamige Flurbezeichnungen verstärken diese sagenhafte Vermutung.

Beim Rehneshof, bei Adelsstetten, Hinterlital und Vorder- und Hintersteinenberg sollen sich, wie auch die Oberamtsbeschreibung von 1870 berichtet,

römische Verschanzungen

befinden. Ein Irrtum, denn außerhalb des Limes gibt es keine römischen Befestigungsanlagen. Der Limes war die militärische, wenn auch wohl nicht immer die politische Reichsgrenze.



26. Sagen im I. und II. Band, II. Auflage, des Heimatbuchs.

- Gründung der Johanniskirche. I. 94
 Der bestrafte Baumeister. I. 98
 Salvator sagen. I. 204, II. 40
 Der Geiger von Smünd. I. 84
 Die Gründung Lindachs. II. 94
 Der Klopferle vom Rechberg. II. 107
 Sagen vom Wäferschloßchen. II. 121
 Der Staufergeist. II. 124
 Der Spazentannjäger. II. 148
 Die Weiber von Schorndorf. II. 164
 Der Holzbrockeler. II. 191 und 227
 Der Schatz auf dem Graneggle. II. 198
 Die Freistatt im „Adler“ zu Bargau. II. 209
 Sagen von Heubach. II. 214
 Sagen vom Rosenstein. II. 219
 Gründung der Burg Rechberg. II. 243
 Der Spion von Valen. II. 279
 Sagen von Göppingen. II. 285, 286.

Heimatliche Flurnamen.

Unsere Vorfahren gaben, als sie Besitz ergriffen von der Heimat, ihren Feldern Namen. Aber keine willkürlichen — jeder hatte Sinn und Bedeutung. Die besondere Form und Lage des Feldteils, die Beschaffenheit des Bodens und die Art von dessen Urbarmachung, die Pflanzen- und Tierwelt waren namengebend. Von den Flurnamen, die im Laufe der Zeit hinzukamen, erinnern viele an die Namen der einstigen Eigentümer, auch an Höfe, Dörfer und Burgen, von denen kein Stein mehr zu sehen ist, mitunter auch an Ereignisse, die der Geschichte urkundlich völlig entschwunden sind. So bergen die Flurnamen, die meist ein ehrwürdiges Alter haben, lehrreiche, schöne und wehe Erinnerungen an alte Zeiten. Das Urbild der Heimat und Arbeit, Freud und Leid der Ahnen leben in ihnen weiter. Darum darf keiner achtlos an ihnen vorübergehen, der seiner Heimat tief in die Seele schauen will.

Nachstehende Flurnamen gehören den Markungen Smünds und der Bezirksgemeinden an. Alle Flurnamen aufzunehmen, verbot der Umfang des Buches. Wo es naheliegend war, wurden auch Fluß-, Berg- und Ortsnamen, soweit sie nicht schon im II. Band erklärt worden sind, gedeutet. Wir wollen nicht behaupten, daß in jedem Fall die Deutung richtig sei; denn nicht selten könnte man bloß dann zu sichern Ergebnissen gelangen, wenn man aus alten Urkunden die ursprüngliche Form der bezüglichen Namen feststellen könnte. Die Flurnamen stammen aus dem Wortschatz der Mundart und da häufig aus deren ältestem Sprachgute.

Bühl = Hügel, Anhöhe (von biegen, verwandt mit Buckel).

Bühlich. Gelände mit vielen Bühlen.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
die Bäume gingen, die Felsen aus.

G. Schwab.

Sirtenbühl. Wohl einst als Weideplatz benützt, was auch anzunehmen ist von der Mutlanger **Stadtviehweide**. Solche befindet sich neben dem Bauernhölzchen und soll

nach dem Volksmund einst um einige Gulden von Smünd erworben worden sein.

Steinbühl = steiniger Bühl.

Burren = runde Kuppe.

Furtle = Paß.

Gairen (von Ger = Speer). Der Name für ein langgezogenes, dreieckiges Stück, für einen „Zwickel“. Dasselbe Wort steckt in **Buchengehren** (bei Pfahlbronn), **Gehren** und **Grasgehren** (bei Kaisersbach).

Tobel, Herentlinge. Tobel und Klingen sind schluchtartige, meist von einem Bach durchflossene Vertiefungen. Vielleicht haben die einstige Wildnis und die nahe, vor 100 Jahren noch sichtbare Teufelsmauer die Volkspantasie veranlaßt, eine Waldschlucht des Taubentals zu einem Stelldichein der Heren zu machen.

Hochstett = Hochstätte, Hochstelle. Der Name läßt uralte Feldanlagen vermuten.

Hölle. Tiefgelegene, enge Talgründe führen mancherorts diesen Namen. Nicht selten liegt unmittelbar daneben ein „Himmelreich“, welche Bezeichnung hochgelegene Plätze gerne führen, z. B. Gewandteile auf der Markung Hangendeinbach und unweit Spraitbach.

Kapf = spitz auslaufender Berg oder Hügel.

Knauppis. Knaupp = kleiner Hügel.

Orthalde = Grenzhalde.

Pfaffenberg, Pfaffenbach. Werden auf einen kirchlichen Besitz zurückgehen. Pfaffen war die früher übliche Bezeichnung für Geistliche jeder Art.

Scheidelacker = Grenzacker.

Scheuelberg = Geisterberg.

Staufen und Stuißen. Bei steilen Bergen kommen diese Benennungen vor.

Siechenberg. Der Name und der Umstand, daß das Spital dort begütert ist, lassen annehmen, daß der Name an eine Stiftung für Sieche anknüpft. Aber auch die Lage gegenüber St. Katharina, „dem Haus der armen Feldsiechen vor der Stadt Smünd“, kann die Namenbil-

dung veranlaßt haben. Ein Flurteil „**Siechen**“ findet sich auch auf der Markung Wehgau.

Zeil = langgestreckter Rain, mitunter auch = Dornenhecke, Dornbusch.

Brühl = sumpfiges Wiesenland mit Buschwerk.

Brüssel und Ried = Sumpfland. Auch die Ortsnamen **Riedhaus** und **Wustenriet** (schon 1296 Wustenriet genannt) schlagen hier ein. Andere nehmen an, daß bei Wustenriet das Grundwort auf „reuten“ zurückzuführen sei, aber nicht nur die Lage des Ortes auf einer zur Sumpfbildung geeigneten Eiasfläche, sondern auch die Tatsache, daß das unmittelbar an Wustenriet anstoßende Gelände den Flurnamen Flosch (= Riedlache, von fließen) führt, deuten auf Ried = Sumpf hin.

Auf einstige Weiher weisen hin:

Sai, Seegarten, Weibertobel, Wette (von waten), **Wettenkling**.

Au = Wiese am Wasser.

Lachenacker = sumpfige Acker.

Setten = schwerer, schlechterer Lehmboden.

Schnrain = klarer, sonniger Rain.

Sauerwiesen = nasse oder saure Wiesen.

Benzfeld, Benzholz. Benz = Binse, also Binsfeld und Binsenwald.

Buzhalde. Buz ist ein verkümmertes, verkrüppeltes Baum oder Busch oder der Rest eines abgehauenen Strauchs.

Emerland = Einfeld.

Erbis bedeutet wahrscheinlich ein Feldstück, das mit Erbsen bepflanzt wurde. An die große Rolle, die einst der Flachsbau spielte, erinnern uns die Gewandteile **Flachsacker** und **Flachsklinge**.

Esch = zum Ackerbau bestimmte Flur.

Storren. Wurde der Wald zur Urbarmachung abgebrannt, so blieben im Boden noch lange die Stumpfen oder Storren.

Birrach, Birtacker, Birtwald, Birtenhau. Die Birke war, wie es scheint, in unserer Gegend einst weit mehr verbreitet als jetzt. Darauf weisen auch viele Ortsnamen

der Gegend und Umgebung hin, wie **Birrhof, Birtachholz** (Birtach ein Sammelname = Birtengehölz), **Birtenlohe, Birten, Birtenzell, Birtholz, Birtmannsweiler**. Mitunter gehen aber solche Namen auf ehemalige Burgen oder römische Befestigungen zurück, so beim **Birrhof** bei Bargau und bei Herlikofen.

Der Buche verdanken den Namen das **Buchhölzle** und der **Weiler Buch**, dem **Haselstrauch** der **Haselbach**, der **Haselhof** und die **Haselmühle**. Nach der Esche, deren zähes Holz den alten Deutschen die Speerstangen lieferte, sind benannt **Eschach** und **Eschbach**, nach der Linde **Lindenfirst** und **Lindenzeil** und die Ortsnamen **Lindenhof, Lindach, Lindenbronn** und **Lindenreute**. Die Linde, der deutscheste Baum, war im Mittelalter häufig der Gerichtsbaum und der Versammlungsort des Dorfes. Haselzweige grenzten die Ding- oder Gerichtsstätte ab.

Nächst dem Baume war die Dingstatt, eingehegt mit Haselzweigen; tief gebückt am Stamm der Linde stand der Graf in düsterem Schweigen.

Dreizehnlinden

Spraitbach. Von spreide = Gebüsch.

Weite Strecken unserer Gegend, die jetzt fruchtbares Ackerland oder Wiesen sind, waren einst mit Wald bedeckt. In einer Menge unserer Flur- und Ortsnamen lebt der alte Wald noch fort. Es sei nur verwiesen auf **Hardt** (= Wald, meist mit Weidebetrieb; mitunter auch Oedland so benannt), **Schönhardt, Rauchwiesen** (mit dichtem Gebüsch durchsetzte Wiesen), **Reute** (= Rodung), **Areit, Greutacker, Lohwiesen** (= Waldwiesen; Loh tann Wäldchen, Sumpf und auch Loh bedeuten), **Lohacker, Kohlhau** (Wald mit Köhlereien), **Kohlholz, Hagenbuch** (Wald mit Hainbuchen), **Hochberg** (Haugberg), **Gschwindwiesen, Lauch, Buschacker, Struth** (= Gebüsch), **Tanau** (Tann = Tannenwald, der Weiler hieß früher Thanheim), **Waldau, Waldeck, Waldenstein, Waldhausen**. Dagegen enthält **Waldstetten**, 1279 **Walsteten** geschrieben, wahrscheinlich den Personennamen **Wahl**. Vielleicht ist **Wahl** als Fremder (als **Walche** oder **Welscher**)

zu deuten. In **Gschwindwiesen** steckt wie in **Gschwend** das Wort **Schwand**. Unter **Schwenden** verstand man ein Roden ohne Aushebung der Baumstücker. Zu dieser Gruppe ist auch zu zählen der „**anbrennte Rain**“, zweifellos ehemals ein Waldplatz, der durch Feuer, sei es absichtlich oder durch einen zufälligen Brand, urbar gemacht wurde.

Schurwald = abgeschorener Wald; ein teilweise urbar gemachtes Waldgebiet.

Weingärten. Der Weinbau wurde im Mittelalter auch in Gegenden betrieben, wo jetzt entfernt nicht an solchen gedacht werden kann, so am oberen Neckar und an der oberschwäbischen Donau. Hatte man damals andere Sommer oder andere Reben oder andere Mägen? Die Erklärung liegt wohl darin, daß man früher die mindern Weinsorten durch Zusatz von Honig, Zucker und Gewürzen genießbar machte. Daran erinnert auch eine Strophe des Walthariliedes, eines Heldensangs aus dem 10. Jahrhundert, die also lautet:

Und es wirbelte Dampf in die Luft von dem köstlichen Mischtrant,
Lauter gülden Geschirt stand da auf dem leinenen Tischzeug,
und es prangte der würzige Wein in dem herrlichen Mischkrug.
Farbe und Süße des Trants verlockten zum Schlürfen.

Daß nicht jeder Wein die Gaumenprobe bestand, zeigt ein Spruch vom Jahre 1509:

Zu Ulm am Michelsberg wächst ain win,
der künnt furwar nit süerer sin!

Auch in der Gegend von **Smünd** waren nachweisbar einst Weinberge nicht selten, so in **Smünd**, **Bargau**, **Heubach**, **Lautern**, **Oberbettringen**, **Reichenbach**, **Unterbödingen**, **Waldstetten**, **Winzingen** und **Wißgoldingen**. Die Erinnerung daran bewahrten auch die Flurnamen **Weinhalde** und **Weinberg**.

Bärenreute. Der Bär war einst in Deutschland allgemein verbreitet. Im Thüringer Wald war er noch im 18. Jahrhundert zu treffen, und im bayrischen Hochland gelingt es heutzutage noch dann und wann einem glücklichen Nimrod, einen lebhaftigen Bären zur Strecke zu bringen. Eine Menge deutscher Personennamen (Bern-

hard, Berner), Ortsnamen (**Bärenweiler** bei Bartholomä, **Bärenhof** bei Ottenbach, **Bärenhöfle** bei Rechberg) und Flurnamen erinnern noch heute an die Bärenzeit unseres Landes. Da übrigens im Mittelhochdeutschen auch das Wildschwein „ber“ genannt wird (bei anderer Aussprache), so ist manchmal zweifelhaft, ob sich ein Bär oder ein Eber in einem Namen einlogiert hat.

Wolfsklinge, **Wolfstal**, **Fuchsloch**, **Fuchsrain**, **Fuchshof**, **Fuchsreute**, **Sauloch** (= Säuwäldchen, vielleicht aber = Säulenloch, da nach der Volksüberlieferung hier die Steine zu den Säulen des Münsters gebrochen wurden), **Hirschbach**, **Hirschhof**, **Hirschmühle**, **Hirschfehlacker**, **Rehehalde**, **Rehwiesen**, **Rechberg**, **Raxenbach**, **Vogelhau** (= Vogelwald), **Rappenwiesen** (= Rabenwiesen), **Krähenbühl**, **Krähe**, **Taubental**, **Falkenberg**, **Vögelesrain**. Eine ganze Menagerie steckt in diesen Namen! Unsere Jäger, nicht aber unsere Bauern werden mit Wehmut der Zeiten gedenken, wo noch Bären und Wölfe, Eber und Hirsche in unsern Wäldern hausten. Füchse, Raben und Krähen waren aber einst seltener als jetzt; denn Keineke hatte seinen Todfeind in Isgrim, und mit dem Rabenvolk räumten die vielen Raubvögel gründlich auf. Der letzte Wolf wurde in unserm Lande 1847 geschossen. Er war kein geborener Württemberger, sondern ein Hereingeschmeckter, dessen Wiege wohl im Wasgau gestanden war. Dieser Wolf hielt zwei Jahre das ganze Königreich zum Narren. Man bot gegen ihn die Jäger, die Forstleute, die Gendarmen und ganze Kompanien Militär auf und setzte hohe Preise auf die Haut des Missetäters — umsonst; man stellte Wolfsfallen in Unzahl auf und fertigte tadellose Wolfsgruben, aber das niederträchtige Tier machte keinen Gebrauch davon; man widmete ihm im Landtag eigene Sitzungen, aber die Bestie hatte nicht so viel Anstand, durch persönliche Vorstellung sich der Ehre würdig zu erweisen. Endlich gelang es einem glücklichen Schützen, einem Jäger aus Aleebronn, ihm ein Loch in den Pelz zu brennen. Er ziert seitdem als denkwürdige Jagdtrophäe die Naturaliensammlung in Stuttgart.

In der Gmünder Gegend gab es im Mittelalter Wölfe in Menge. Veit von Rechberg erlegte 1492 an einem Tag acht dieser Raubtiere. Heinrich von Rechberg teilte 1584 dem Rat von Gmünd mit, er habe viele Pferde gekauft, um die Wölfe damit zu äzen. Zum Fange derselben wolle er arme gmündische Untertanen beiziehen, um ihnen einen Verdienst zukommen zu lassen.

Wildschweine waren bei Weiler und Waldstetten noch bis 1816 in großer Zahl vorhanden.

Die letzte Wildkatze unseres Landes wurde 1909 in der Nähe Gaildorfs geschossen.

Ramsnest (beim Schirenhof). „Rams“ ist in Zusammensehungen gewöhnlich der Wessenfall des Personennamens „Kammo“ (= Kabe). Das Grundwort „Nest“ und die benachbarte „Krähe“ lassen aber in diesem Fall an den Vogel, den Raben, denken. Ein Weg vom Schirenhof nach Straßdorf, ein Römerweg, heißt **Ramsennestweg** und **Ramsengasse**. (Vergl. auch **Ramsbach**, ein Zufluß der Kems, und **Ramsberg**.)

Tiergarten = umzäunte Weide für das Vieh. Das weibliche Großrind heißt im Mittelalter Tier, der Farren Untier.

Tierbach = Bach mit dabei befindlicher Tierweide.

Kems. Crusius schreibt „Kams“. Ob der Name mit Kammo (Kamsach?) zusammenhängt oder wie manch andere schwäbische Flußnamen keltischen Ursprungs ist, läßt sich nicht feststellen. Nach Rud. Kapff bedeutet Kems vielleicht „geröllreicher Bach“, wie ja die schwäbische Mundart noch jetzt einen kleinen löcherigen Stein mit „Kemsle“ bezeichnet.

Lein. Dieser Fluß verdankt seinen Namen dem Flachsbau, der in seinem Gebiete früher in hoher Blüte stand. Noch vor einigen Jahrzehnten hat man das Römerkastell „ad Lunam“ der Peutingerischen Tafel mit der Lein in Verbindung gebracht. Jetzt steht aber fest, daß es sich dabei um die Lene (bei Urspring) handelt.

Goldbächle. Eine häufige Versteinerung mit goldähnlichem Glanz, Ammonites amaltheus, hat den Namen veranlaßt.

Rötenbach. Bei Regenwetter rötliches Wasser (Knochenmergel am Talhang).

Bettringer Sturz. Ein schroffer Hang, südlich von der Rinderbacher Mühle gelegen. Auf der Burg auf dem „Sturz“ saßen im 14. Jahrhundert Herren von Rechberg. In unmittelbarer Nähe des Burgplatzes befinden sich auf Oberbettringer Markung die **Burgstalläcker** und die **Bur-scheläcker**. Burgstall bedeutet Burgstelle oder auch Burgruine, öfters auch eine kleine Burganlage. Aus Burgstall wurde Burschel. Die beiden Namen zeigen trefflich, wie getreulich die Flurnamen die Erinnerung an geschichtliche Orte überliefern. Das gilt auch von

Burghalde. einer Halde neben der einstigen Burg in Mutlangen. Keine Ruine, kein Wappenschild, keine Chronik geben uns mehr Nachricht von der dortigen Burg und den Taten derer von Mutlangen, nur die „Burghalde“ bewahrt das Andenken an das verschwundene Geschlecht.

Fuggerle. Einst Eigentum eines Zweiges der Fugger-schen Familie. (I. Bd. S. 173.)

Heiligenwiese. Dem Spital gehörig, wohl auf eine fromme Stiftung zurückgehend.

Katharinenwald. Wohl einst im Besitz von St. Katharina, dessen Güter dem Spitalvermögen einverleibt wurden.

Hespeler. Wohl einst Eigentum der Gmünder Familie Hespeler, die schon 1248 urkundlich genannt wird.

Fladenholz, Fladenhof. Die Familie Flad zählte zu den ratsfähigen Geschlechtern und war reich begütert. Schon vor 1446 hatte sie den Fladenhof von den Rechberg zu Lehen. (I. Bd. S. 19.)

Judenbau, Judenäcker. Es wird sich da wohl um ehemals jüdischen Besitz handeln. In der Stadt gibt es ja noch heute einen Judenhof, ein Platz, der einst den Juden zur Niederlassung eingeräumt war. In der Nähe von Straßdorf, beim Neidlingswald, führt ein Platz den Namen **Judenkirchhof**. Uebrigens weist H. Bazing in den Württ. Jahrbüchern 1891 nach, daß viele Flur- und Ortsnamen mit dem Bestimmungswort „Juden“ nicht

auf das Volk Israel zu deuten, sondern auf den Personennamen „Judo“ zurückzuführen sind. Dieser Name hängt zusammen mit dem altnordischen iötunn, was nach Grimm „Riese“ bedeutet.

Schuppenwald, einst Eigentum von Kloster Gotteszell, benannt nach der Familie Schupp, welche im Jahre 1240 dem Kloster ein bedeutendes Hofgut vermachte. Als Eigentumszeugen dieses Klosters treten auch auf die Flurnamen **Klostertal** (Schieftal), **Klosterhalde**, **Klosterberg**. Auch den Staatswald **Mönchholz**, zwischen Schönbronn und dem Remstal gelegen, darf man unter einstige Klostergüter einreihen.

Sternhalde. Eine Halde, die wohl einst einem Manne namens Stero gehörte.

Zeiselberg. Zeisel = Distel oder Rute. Es kann auch der Personennamen Zeizilo zugrunde liegen.

Zollerwiesen. Nach der Lage dieses Martungsteils zu schließen, scheint es sich hier nicht um eine Ableitung von Zoltra = Bergkegel zu handeln, sondern um eine Verbindung mit dem in hiesiger Gegend (Straßdorf) noch vorkommenden Geschlechtsnamen „Zoller“.

Pfahlacker. Zwischen dem obern Vogelhof und Mustenriet, unweit des Limes, der im Volksmund auch Pfahl genannt wurde, gelegen. Bis etwa 1890 wurde irrtümlich die auf der Wasserscheide zwischen Rems und Lein über Brackwang und Pfahlbronn gehende alte Hochstraße als der Limes angesehen, und doch war ein Zeuge da für dessen wirklichen Verlauf, nämlich genannter Flurname.

Pfahlbronn. Am Limes oder Pfahl gelegen.

Dem Limes, näherhin dem römischen Grenzwall, verdankt wohl auch **Welzheim**, im 12. Jahrhundert Walzenin genannt, seinen Namen.

Airlighofen, **alter Stall**, **Edelweiler**, **Mauerhalde**, **Aushof**, **Kapellacker**. Diese Flurnamen weisen auf abgegangene Orte und Gebäude hin.

Weggenfeld. Nach der Sage in einer Hungersnot um einen Wecken verkauft worden.

Quellenverzeichnis

- E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Stuttgart 1852
- U. Birlinger und M. A. Buch, Volkstümliches aus Schwaben. Freiburg 1861
- E. Hofele, Bilder aus Schwaben
- Stälin, Geschichte Württembergs
- M. Crufius, Schwäbische Chronik
- H. Scherr, Sagen aus Schwabenland. 1836
- Württ. Volksbücher. Herausgegeben vom Württ. Ev. Lehrerunterstützungsverein. Stuttgart 1905
- K. Kapff, Schwäb. Sagen. Jena 1926
- Neubersche Chronik
- B. Gangele, Meiner Heimat Täler und Höhen
- Wöllwarthsches Familienarchiv zu Essingen
- Handschriftl. Gedichtsammlung v. Oberlehrer Pfletschinger. Um 1840
- Rems-Zeitung und Spf- und Jagtzeitung, 1924/27, Beiträge von G. Stüb
- B. Raifer, Aus der Vergangenheit Gmünds und seiner Umgebung. Gmünd 1911, Verlag von B. Kraus
- H. Philipp, Tacitus, Germania. Leipzig 1926
- Fr. Keller, Der Nordostgau der Schwäb. Alb
- O. Piper, Burgenkunde, Sammlung Götschen. 1922
- Hertlein, Blätter des Württ. Schwarzwaldv., Steinkreuze 1904
- Chroniken von Grimm und Debler
- Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1. Heft 1927
- Oberdeutsches Flurnamenbuch von Dr. Buch
- Württ. Flurnamenbüchlein von Dr. W. Keinath
- Kud. Kapff, Schwäb. Heimatbuch 1925; „Fluß- und Bergnamen“.



Inhalt

	Seite
Sagen, Allgemeines	1
1. Der Steiger von Gmünd. Just. Kerner	5
2. Der Stadtrichter von Gmünd. Nach Neuber und nach „Württ. Volksbücher“ v. Württ. Ev. Lehrerunterstützungsverein Stuttgart	8
3. Der Schlurkerle. Nach Neuber	11
4. Schön Dorle. Teilweise nach B. Gausele	11
5. Der Einfiessler vom Heldenberg. Nach dem Volksmund und nach B. Gausele	15
6. Der letzte Ritter von Waldau. Nach Neuber	16
7. Der Grubenholzman. Nach Birlinger und nach dem Volksmund	19
8. Der Burgstallreiter. Nach Birlinger	20
9. Eine Sage vom Schloß Lauterburg. Nach G. Schwab und dem Wöllwarthschen Familien-Archiv	21
10. Hohenstaufen-Sagen:	
Herzogin Judith. Teilweise nach „Württ. Volksbücher“ vom Württ. Ev. Lehrerunterstützungsverein	22
Die Sage von der Barbarossakapelle. Nach M. Grimm und B. Kaiser	25
Riesen. Nach E. Meier	26
Eine Untat der Riesen. Nach E. Meier	27
Der Staufergeist. Aus der Gedichtsammlung von Pfletschinger	27
Geistertanz. Nach E. Meier	28
Geisterpf. Nach E. Meier	29
Schimmelreiter. Nach E. Meier	29
11. Das Rechbergische Wappen. Nach Birlinger und Bud	29
12. Der rote Zwerg. Nach H. Scherr	30
13. Rosenstein-Sagen:	
Der Raubritter. Nach H. Scherr	38
Die Beißwanger Kapelle. Aus der Gedichtsammlung von Pfletschinger	46
Das weiße Fräulein. Nach E. Meier	48
Der feurige Jäger. Nach E. Meier	49
Die niesende Schlange. Nach E. Meier	49
Der Hahn in der Christnacht. Nach E. Meier und B. Kaiser	49
Die Stadt auf dem Hochberg. Nach E. Meier und Fr. Keller	50
Die lederne Brücke. Nach E. Meier	50
Die Herrgottstritte. Nach Crusius und E. Meier	50

14. Gründung der Kolomanskapelle. Nach E. Meier und nach Stälin	51
15. Das wilde Heer. Nach E. Meier	51
16. Sagen vom Graneggle und Rechbergle:	
Die feindlichen Brüder. Nach Hofelich und nach Birlinger	52
Das goldene Kegelspiel. Nach Hofelich und nach Birlinger	53
Der stumme Zwerg. Nach Hofelich und nach Birlinger	53
Der Holzbrodeler. Nach Hofelich und nach Birlinger	53
17. Das Nenninger Kirchbrunnlein. Von A. Schweizer	55
18. Das Galgenbrunnlein. Von G. Holbach	56
19. Sagen von Degensfeld:	
Die Sprechenden Kinder	57
Der Geist auf dem Furtlepaß	57
Warum man die Degensfelder Hufeldumme heißt. Nach dem Volksmund	58
20. Sagen von Täferrot:	
1. Das Holgenoferle	58
2. Der Schimmelreiter	59
3. Im Geisterbann. Nach dem Volksmund	59
21. Der tapfere Schornborfer. Nach Crusius	60
22. Der Herentanz auf der Schönhardt's Heide. Nach dem Volksmund	61
23. Geisterfagen. Nach dem Volksmund	62
24. Kreuzsteinsagen. Nach dem Volksmund	64
25. Sagenhafte Siedlungen. Teilweise nach dem Volksmund	69
26. Sagen im I. und II. Band des Gmünder Heimatbuchs	71
Anhang: Heimatlische Flurnamen	72



Georg Stüb

Heimatbuch für Ömünd und weitere Umgebung

1. Band:

Ömünd in Wort und Bild

Zugleich ein Führer durch die Stadt.

2. Auflage, 212 Seiten, 28 Bilder, Stadtplan. Preis 3 *M.*, gebund. 4 *M.*

2. Band:

Wanderungen in der Heimat

2. Auflage, 304 Seiten, 41 Bilder, 3 *M.*

Die beiden Bücher führen den Leser in die reichen Heimatschätze in Natur, Geschichte, Sage, Kunst und Volksleben ein. Die weite Umgebung, auch Lorch, Schorndorf, Welzheim, Göppingen, Geislingen und Aalen samt Zwischengebiet, wird eingehend geschildert. Für alt und jung Quellen reicher Belehrung und Unterhaltung.

Beide Neuauflagen stark erweitert.

Zu beziehen durch die Rems-Zeitung und alle Buchhandlungen und Papiergeschäfte, auch vom Verfasser

Im Verlag von **F. Schöningh, Paderborn**, ist erschienen:

Ausgeführte Aufsätze für höhere Lehranstalten

von **G. Stüb**.

2. Auflage, Preis 1.20 *M.*, gebunden 2.20 *M.* — Von Schulmännern vorzüglich beurteilt. Das Buch eignet sich besonders zum Selbstunterricht und zur Vorbereitung auf Prüfungen verschiedener Art.

